20/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE Welt

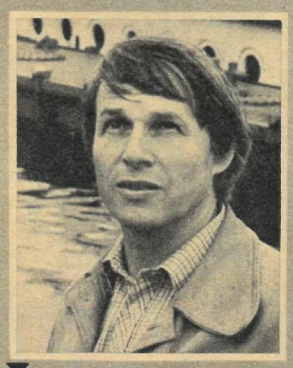
35 JAHRE DDR

Ich war dabei!

In FW-Suchaktion aufgespürt: Luise Ermisch — eine Frau mit Methode, die Geschichte schrieb

Horst Friese,
am 12. Oktober 1949
in der Ehrenkompanie
zur Vereidigung
der ersten Regierung
der DDR, heute
Oberstleutnant
der NVA.

Werner Toerne,
1952 wie heute
1. Sekretär der SED-
Kreisleitung
Wernigerode.



Siegfried Baum,
Tischler, half 1957
beim Bau der Mole
zum Rostocker Hafen,
heute Diplom-Gesell-
schaftswissenschaftler
und Bauleiter.

Jutta Höft,
geborene Liepe,
1951 als Schülerin
am ersten Hochofen
des EKO, heute
Verkehrsmeister in
Eisenhüttenstadt.

SUCHAKTION
FREIE WELT
ICH WAR DABEI

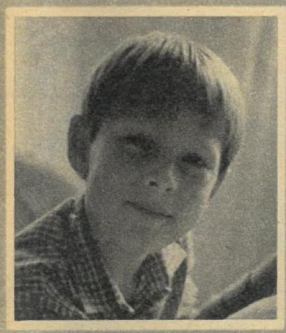
Menschen an

Unsere Republik feiert in diesen Tagen ihr fünfunddreißigstes Jubiläum. Gedanken gehen zurück in die Zeit zwischen Trümmern und Träumen. Wie im Film ziehen Bilder vorüber vom schweren Beginn, vom Enthusiasmus und von den Sorgen der Aufbaujahre, vom Weg ins Heute. Die Trümmer sind längst weggeräumt und Träume von damals Wirklichkeit.

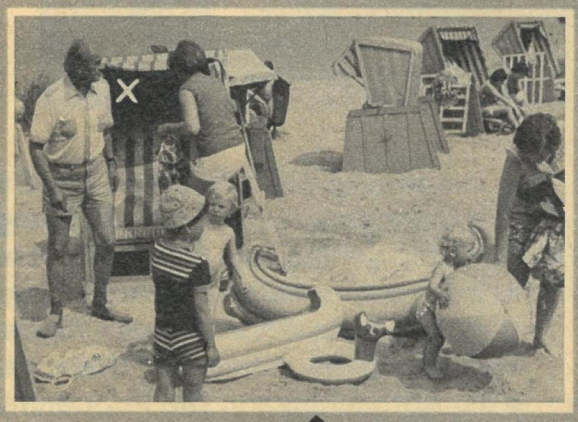
Als FREIE WELT im Frühjahr 1984 fünfzehn Fotos aus der Geschichte der DDR veröffentlichte, sollten sie bei den Lesern Erinnerungen wecken. Wir riefen dazu auf, die Fotos lebendig zu machen, Auskunft zu geben über die abgebildeten Personen und dargestellten Ereignisse. Viele griffen zur Feder. Leser erkannten sich wieder, erkannten Kollegen, Freunde, Verwandte. Viele waren dabei, hatten Anteil am gemeinsamen Werk. Sie berichteten von der Zeit, die sie geformt hat, die sie selbst mitgeformt haben. Wie Steinchen eines farbigen Mosaiks fügten sich kleine Episoden, Berichte und Gedanken zu einem Bild vom Werden und Wachsen unserer Republik.

Da erfahren wir von dem jungen Arbeiter in Uniform, der die Geburtsstunde des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates hautnah erlebte; von dem jungen Mädchen, das vor der Inbetriebnahme des ersten Hochofens im künftigen Eisenhüttenkombinat Ost dem Ministerpräsidenten Otto Grotewohl Blumen reichte, das dreiunddreißig Jahre später unseren Reportern mit viel Stolz ein mit

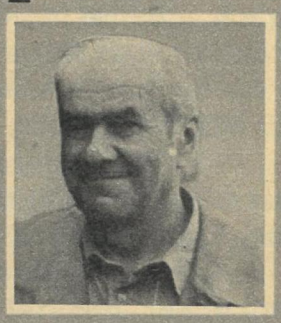
Johannes Birke,
1953 als Student in Moskau, heute habilitierter Doktor der Agrarwissenschaften.



Randy Witte,
1978 erhielt er Blumen von Erich Honecker vor der ersten Kinderkrippe von Berlin-Marzahn, der heute achtjährige hat inzwischen zwei Geschwister.



Hans Warzecha,
1978 und heute Schlosser im Braunkohlentagebau.



unserer Seite

modernsten Anlagen ausgerüstetes Kombinat vorstellt. Bauern erzählen von den ersten Genossenschaften auf dem Lande, wir hören von der Einführung moderner Großraumtechnik in der Landwirtschaft. Vergleiche zu heute drängen sich auf... Lebendig werden die Bilder von jungen Menschen, die wenige Jahre nach dem Sieg der Sowjetarmee über das faschistische Deutschland aus dem neuen deutschen Staat in das Land ihrer Befreier fuhren, dort als Freunde aufgenommen die Erfahrungen sowjetischer Wissenschaft studierten. Heute ist deutsch-sowjetische Freundschaft fest verwurzelt in unserem Alltag. Wir erleben von neuem die große Sammelaktion „Steine für die Mole", hören vom Bau des Rostocker Hafen. Aber nicht nur von Arbeit sprechen die Briefe der Leser. Viele schreiben, wie sie ihre Freizeit einrichten, teilen uns ihre Freude mit über eine neue Wohnung oder den Stolz über die Entwicklung ihrer Kinder. FREIE WELT möchte allen, die uns halfen bei der Suche nach Geschichten aus der Geschichte unserer Republik und nach ihren Mitgestaltern, ein herzliches Dankeschön sagen. Wir freuen uns über das Echo unserer Suchaktion und beenden sie auf den folgenden Seiten mit einem Beitrag über Bürger einer kleinen, alten Stadt in Thüringen.

Hajo Obuchoff

Fotos: D. Steinberg (3), P. Meißner, V. Hohlfeld (3), H. Obuchoff, Archiv (4), ADN/ZB (2)

Ein Beitrag von
Dieter Heimlich (Text)
und
Peter Meißner (Bild)

Dieses historische Foto entstand vor dreißig Jahren im Betriebskindergarten des damaligen VEB Bekleidungswerke Mühlhausen. In der FREIE WELT-Suchaktion spürte die Redaktion fünf der acht Kinder von damals auf und führte sie erneut mit jener Frau zusammen, die 1954 als Werkdirektorin den Kindergarten besuchte: Aus dem kleinen Jungen, Wolfgang Dölle, der mit dem Holzauto spielte, wurde ein Autoschlosser. Die Puppenmutti links, Walpurga Eschenbach, arbeitet heute in der Rechenstation des VEB Cottana, inzwischen selbst Mutter zweier Söhne. Aus der hinteren Reihe der Kinder fanden sich Marlies Fürstenberg (2. von rechts), Arbeiterin im VEB Mikroelektronik, Ute Schramm (3. von rechts), in der Großküche des VEB Förderwagen und Beschlagteile tätig, und Hans-Dieter Sauerbier, der im VEB Spezialnähmaschinenwerk als Fräser arbeitet. Auch Luise Ermisch (oben links) lebt heute noch in Mühlhausen. Sie war als Neuerer der erste weibliche „Held der Arbeit", übernahm Funktionen in Partei und Staat. Ihr Leben gehört zur Geschichte unserer Republik. Lenins Wort von der Köchin, die lernen könne, den Staat zu regieren, trifft auf sie zu, auf die Näherin aus Halle, die als Werkleiterin nach Mühlhausen geschickt wurde. Heute ist sie

Eine lebende Legende

Im Eiscafé am Steinweg: Walpurga Eschenbach, Wolfgang Dölle, Luise Ermisch, Marlies Fürstenberg, Hans-Dieter Sauerbier, Ute Schramm (von links nach rechts)

Eine lebende Legende

Zeit der Kirmes im alten Mühlhausen: Unter dem Vorzeichen des 35. Jahrestages der Republik zieht der fröhliche Festumzug durch das Frauentor. Am steinernen Thomas Müntzer pfeifen die Spielmannszüge vorüber. Hier in Mühlhausen hatte Müntzer die Hoffnung geweckt, dem gemeinen Mann solle Gewalt gegeben werden. Nach viereinhalb Jahrhunderten hat er Recht bekommen. Nicht nur der einfache Mann, sondern auch die Frau haben Macht ausüben gelernt. Auch wenn er bitterschwer fiel, der Anfang. Die Jungen und Mädchen unter Müntzers Bild können sich kaum mehr vorstellen, wie schwer!

Kindheiten

Luise Ermisch war es nicht an der Wiege gesungen worden, wer und was sie einst werden sollte: In Halle aufgewachsen, hat sie einen entmutigten Vater und eine resolute Mutter in Erinnerung. Die Inflation hatte den selbständigen Fleischermeistervater zu einem kränkelnden Leuna-Arbeiter geduckt. Die Mutter aber brachte es fertig, nebst den eigenen fünf Kindern noch eine Waise mitaufzuziehen. Alle Geschwister durften sich Wunschberufe aussuchen. Das bedeutete: Die Eltern hatten für alle Lehrgeld zu zahlen, für Luise zwanzig Mark jeden Monat. Wer weiß heute noch mit der Redensart etwas anzufangen „Laß dir dein Lehrgeld wiedergeben!". Luise brauchte das niemand zu sagen, denn sie lernte gut. Trotzdem war der Tag, an dem sie den Gesellenbrief als Schneiderin erhielt, zugleich der, an dem ihr gekündigt wurde! Von 1933 bis 1937 mußte sie sich mit verbotener Schwarzarbeit über Wasser halten. Nicht einmal das Arbeitsamt durfte sie aufsuchen, denn sie hatte nach der Ausbildung ja noch keine feste Anstellung bekommen. Luise Ermisch: „Deshalb kann ich heute den arbeitslosen Jugendlichen in Westeuropa so gut nachfühlen, wie ausgeschlossen sie sich fühlen!"

UTE SCHRAMM
Jahrgang 1947...

...erinnert sich an eine unbeschwerte Kinderzeit im Mühlhausener Elternhaus. Sie schloß ihre Lehre in dem Betrieb ab, den Luise Ermisch leitete. Neunzehn Jahre arbeitete sie dort, bis ein Augenleiden es nicht mehr zuließ. „Als ich eines Abends im Nachbargarten einen alten Badeofen für den Nachbarn hielt, hat mich mein Mann in seinen Betrieb vermittelt." In der Großküche des VEB Fördergeräte und Beschlagteile arbeitet sie heute. Die Trennung fiel ihr schwer. „Durch so lange Jahre ist man doch sehr mit seinem Betrieb verbunden." Der erste Tag wurde ihr sauer, aber das Jugendkollektiv „Anne Frank" nahm Ute in seine Reihen auf, so daß sie rasch in die ungewohnte Arbeit hineinfand. Täglich 1200, 1300 Portionen Essen für den eigenen Betrieb, auch für andere Betriebe und für Schulen pünktlich fertigzustellen, ist keine leichte Arbeit, doch sie findet sie inzwischen abwechslungsreich. Das Jugendkollektiv besteht augenblicklich aus mehr „reiferer Jugend"; viele junge Kolleginnen haben ihre Arbeitsplätze auf Zeit mit Entbindungsstationen oder häuslicher Kinderpflege vertauscht. Für Luise Ermisch war damals jener Betriebskindergarten schon eine ganz bedeutende Errungenschaft...

16 Pfennige die Stunde

Als Luise Ermisch in der Hallenser Firma Assmann endlich Arbeit bekam, mußte sie umlernen, von der Tretmaschine auf solche mit Elektroantrieb. Der innere Antrieb muß der heftigste gewesen sein: Endlich der Mutter ein paar Mark zu geben, endlich eigenes Geld zu verdienen! Sie arbeitete im Akkordlohn, garantiert waren nur 16 Pfennige Stundenlohn. Bis zu 52, 53 Pfennigen hat sie um jeden einzelnen Zuschlagpfennig gerungen. Bald wurde sie Springer, beherrschte also alle Arbeitsgänge. Zulage waren aber nicht zwei Pfennige, sondern einer. Unerschrocken ging sie ins Büro des Firmeninhabers und bestand auf ihrem Leistungszuschlag. Sie kämpfte, wenn auch noch nicht um die Gleichberechtigung, das Wort kannte sie noch nicht. Aber lästig war sie dem Chef. Eines Tages wurde sie vom Betriebsinhaber vor der gesamten Belegschaft „ausgezeichnet": Die Zeiten forderten Opfer... Er fand große Worte, ehe er es herausbrachte: „Ich opfere meine beste Näherin... Für die Rüstungsindustrie." Luise Ermisch erinnert sich: „Es war kein Widerstand gegen die Rüstung, sondern es war für mich eine so tiefe Erniedrigung, aus meinem Beruf hinausgeworfen zu werden!" Gemeinsam mit kriegsgefangenen Zwangsarbeitern mußte sie vom Herbst 1944 bis zum Ende des Faschismus Waffenteile herstellen. In den letzten Tagen des Krieges tat sie den Mund auf, als noch Worte wie Endsieg fielen: „Wieso Sieg? Auf der Kröllwitzer Brücke werden ja schon Minen gelegt. Ich hab's mit Mutter gesehen." Der Inhaber schrie sie an, er werde sie abführen lassen, wenn sie nicht freiwillig gehe... „Och", sagte sie mit vereister Fröhlichkeit, „dann verlasse ich doch eher den Betrieb."
Zwei Tage darauf rollten amerikanische Panzer durch Halle.

Thomas Müntzer: „Die Gewalt soll gegeben werden dem gemeinem Volk."

HANS-DIETER SAUERBIER,
Jahrgang 1947...

...gehört heute selbst zur Elterngeneration. Er hat in Mühlhausen die Maurerlehre durchlaufen und bekam das bei uns übliche Entgelt. Heute ist er als Fräser im VEB Spezialnähmaschinenwerk tätig. Auch damit steht er nicht allein, viele Arbeiter haben sich einen zweiten Beruf erworben, sich qualifiziert. „Das Geld stimmt", schmunzelt er. Als Maurer hilft er Freunden und Bekannten am Wochenende aus, wenn sie ihre Wohnung instand setzen oder sich eine Laube in den Garten bauen. Er und seine Frau sind keine Gartenbesitzer, sondern holen bei gutem Wetter lieber das Motorrad heraus, um darauf eine Sonntagspartie zu unternehmen...

Aller Anfang...

...ist schwer, wie das Sprichwort weiß. Nicht für Luise Ermisch, die sich an ihrem Beruf freute, schwer aber für die vielen ungelernten Frauen. Die meisten wußten noch nicht, ob ihre Männer überlebt hatten. Anderen war klar, daß sie nun die einzigen Ernährer ihrer Kinder waren. Sie beherrschten die Maschinen und sich selbst noch nicht. „Wie groß und schwer auch die Last sei, die wir infolge der Naziverbrechen zu tragen haben, wir dürfen nicht verzweifeln und in Mutlosigkeit versinken." So hieß es in der Entschließung des II. Parteitages der SED zur politischen Lage, 1947. „Ein Volk, das sein Los tapfer in die eigenen Hände nimmt, kann nicht untergehen. Wir müssen erkennen, daß nur durch gegenseitige Hilfe und solidarische Zusammenarbeit, durch die Erhöhung unserer Erzeugung eine Verbesserung unserer Lebenslage möglich ist." Luise Ermisch gehörte zu jenen, die darüber nachdachten. Die meisten aber sahen nur das eiserne Muß, nicht die große Chance des neuen Anfangs für jeden einzelnen.

Nun sollte mehr gearbeitet werden, damit die vielen Menschen, ausgebombt oder als Umsiedler zugezogen, wieder bekleidet würden. Die Frauen verdienten ja gerne ein wenig mehr, aber allzuoft war ein Mehr an Menge ein Weniger an Qualität. Wenn es etwas gab, was die peinlich genaue Luise Ermisch aufbringen konnte, war es Pfusch! Wenn sie allein vorbildlich arbeitete, war nichts erreicht, das sah sie. Also redete sie mit ihren Kollegen: „Du willst doch auch ordentliche Qualität kaufen? Also mußt du selbst Qualitätsarbeit liefern!" Nach unendlichen Mühen, und weil sie selbst jeden Arbeitsgang vorzeigen konnte, war es 1949 soweit: Im VEB Hallesche Kleiderwerke, wie der Betrieb inzwischen hieß, wurde die erste Qualitätsbrigade gegründet. Und Luise Ermisch wurde Aktivistin. Diesen Ehrentitel hatte im Oktober 1948 Adolf Hennecke mit seiner vorbildlichen Schicht begründet, als er 387 Prozent seiner Tagesnorm an Kohle förderte. Aber auch die Nachricht aus Halle wurde überall im Lande mit gespitzten Ohren aufgenommen: Rückkehr zur guten deutschen Wertarbeit, aber wie? Mit einem Male wurde Luise Ermisch hier-

LUISE ERMISCH

hin und dorthin gebeten. Sie sprach vor den Waggonbauern in Ammendorf und vor Vertrauensleuten der Gewerkschaften. Da war ja eine tüchtige Frau auf den rechten Einfall zur rechten Zeit gekommen. Noch keine marxistisch gebildete Arbeiterin, aber eine, die denken, die Menschen anhalten, sie führen kann. In einem offenen Brief riefen Luise Ermisch und ihre Brigade alle Textilbetriebe auf, ihrem Beispiel zu folgen. Ihre Wettbewerbsmethode, später vom FDGB als Luise-Ermisch-Methode anerkannt, greift auf andere Industriebereiche über. Am 13. Oktober 1950 wird Luise Ermisch mit dem gerade erst gestifteten Ehrentitel „Held der Arbeit" ausgezeichnet. Sie erinnert sich der ersten Begegnung mit Wilhelm Pieck. Ein Empfang, wie sie ihn noch niemals erlebt hatte. Essen und Trinken an langen Tafeln. In Gedanken bei dem zehnjährigen Sohn daheim, dem sie so gerne etwas mitbrächte! So traut sie sich nicht, die zarten Hörnchen zu knabbern, sondern legt eins um das andere beiseite. Bis es Wilhelm Pieck auffällt. Er ruft dem servierenden Mitarbeiter zu: „Jochen, bringt mal 'ne Tüte und füll' sie ordentlich!" Und zu der errötenden Luise Ermisch: „Hast mir doch vorhin erzählt, daß du einen Jungen zu Hause hast. Brauchst Dich doch nicht zu schämen, Kleene!" Von diesem Tage an hatte sie begriffen: In diesem Land kann ein Arbeiter mit jedem Staatsmann reden.

WALPURGA ESCHENBACH, Jahrgang 1950...

...ist heute nur ein Jahr jünger als Luise Ermisch zu der Zeit, als sie nach Mühlhausen kam. Walpurga ist in jenem Betriebsteil des VEB Cottana tätig, der damals die Bekleidungswerke Mühlhausen ausmachte. In einer Arbeit, die es damals noch gar nicht gab: Sie ist in der Einsatzvorbereitung der Rechenstation beschäftigt. Luise Ermisch fand damals kaum Zeit, sich um ihren Sohn zu kümmern. Walpurga hat zwei Söhne, Enrico und Alexander, die beide ihrer Mutter viel Zeit abverlangen. „Ich hatte vor, in meinem Beruf voranzukommen, aber erst war der Große unterwegs, dann hat mein Mann das Studium aufgenommen." Heißt das, sie würde um der Qualifizierung willen den Betrieb verlassen? „Nein, das Klima in der Einsatzvorbereitung ist so gut, daß es schwerfällt, sich eine andere Arbeit zu suchen." Einzige Sorge in der Familie Eschenbach sind die Wohnverhältnisse. Die mittelalterliche Stadt birgt noch manches ungelöste Wohnungsproblem. Träume? Die nachzuholende Hochzeitsreise: vielleicht nach Kuba, irgendwann?

Last der Pflicht

Luise Ermisch wurde noch 1950 zum technischen Direktor der Halleschen Kleiderwerke berufen, nachdem sie einen Qualifikationsnachweis abgelegt hatte. Aus der Kollegin war eine Genossin Ermisch geworden. Und an diese erging ein halbes Jahr später der Partei-

Eine lebende Legende

auftrag: Du gehst nach Mühlhausen in Thüringen und übernimmst den VEB Bekleidungswerk als Betriebsleiterin! Die Näherin muß das Regieren lernen. Sie nahm den Auftrag ernst, aber sie nahm ihn ungerne an. Zum ersten Male sollte sie von der Mutter fort, mit der sie wie mit einer älteren Schwester zusammenlebte. Zum ersten Male unter fremde Menschen, in eine ihr fremde Stadt. Und das unter der Last des „Helden der Arbeit", ebenso oft angefeindet wie die ersten Aktivisten. Ihr war versichert worden, der Betrieb laufe von allein, sie brauche ihn nur vom Schreibtisch aus beaufsichtigen. Nach 14 Tagen err eichte sie ein Anruf vom Güterbahnhof: „Wann wird denn endlich der verflixte Waggon entladen?" Sie wußte von keinem Waggon. Als er im Werk anlangte, waren es lauter Reklamationen, eine Ladung fehlerhafter Lieferungen!

Luise Ermisch stand auf dem Posten eines Leiters ... nein, keines guten Betriebes, der von allein lief, sondern eines verschuldeten Werkes. Was waren das für Menschen, die so etwas hinnahmen? Waren sie einfach unerfahren oder feindlich? Lag es an dem mangelhaften Material oder an Schluderei? Ganz vorsichtig tastete sie sich an die Probleme heran. Sie suchte zu verbergen, daß sie auf dem Lehrgang zwar politische Ökonomie gebüffelt, aber noch nie einen Bilanzbogen gesehen hatte. Kam der Hauptbuchhalter, der ihr die Monatsabrechnung vorlegte, verlangte sie zuerst die des Vormonats. Wäre er doch wenigstens hinausgegangen, ehe sie ihre Unterschrift daruntersetzen mußte! Nach Wochen erst wagte sie zu fragen: „Das gefällt mir nicht, wie kommt es zu solchen Ergebnissen?" Manchmal drängte sich der Gedanke auf: Laß es doch! Aber dann wäre sie nicht Luise Ermisch! Als erstem entzog sie dem Leiter der Zuschneiderei die Funktion wegen Vergeudung von Material. Nach einem halben Jahr bekam sie einen technischen Direktor zur Seite. Einen Mann aus dem Vogtland, auch aus der Konfektion. Einen Mann, dem sie vertraute. Als Leiter holte sie nach und nach aktive Genossen und gute Fachleute heran. Als das Foto 1954 im Kindergarten entstand, hatte sie den Betrieb fest im Griff. In diesem Jahr war sie – schon seit vier Jahren Volkskammerabgeordnete – Mitglied des Zentralkomitees der SED geworden.

MARLIES FÜRSTENBERG, Jahrgang 1947 ...

... hat wie Luise Ermisch in schweren Situationen verstohlen daran gedacht, Mühlhausen zu verlassen. Die gelernte Weberin hat die körperlich schwere Arbeit gegen eine im VEB Mikroelektronik gewechselt. „Aus Mühlhausen wegziehen?" sagt sie heute, „dann müßte ich noch mal ganz von vorne anfangen, von der Wohnung über die Arbeit bis zum Krippenplatz. Jetzt laufe ich bis zum Betrieb fünf Minuten. Ab September geht Tino in den neuen Kindergarten, das sind drei Minuten, bis zur Schule sind es auch nicht viel mehr. Wenn die neue Kaufhalle eröffnet wird, habe ich alles beieinander.

Ja, damals, als wir noch die kleine dunkle Mansarde hatten, wäre ich am liebsten weg! Jetzt, in der rekonstruierten Altbauwohnung haben wir mehr Platz als in einer Neubauwohnung; zum Beispiel auch für das Hobby meines Mannes, der Tiere und Pflanzen liebt."

Sie arbeiten beide im selben Betrieb: Ihr Mann im Hauptwerk des modernsten Betriebes der Stadt, VEB Mikroelektronik, Marlies im alten Röhren-Betriebsteil. „Wenn die Arbeit dort auch nichts besonderes ist, ich möchte nicht wieder aufhören."

Gemeinsamkeit

„Als ich herkam, mußte ich erst einmal das Vertrauen der Frauen gewinnen. Und das konnte ich, indem ich ihnen jeden Arbeitsgang an der Maschine zeigte. Alles Neue, das ich verlangte, habe ich immer erst vorgezeigt!" Luise Ermisch brachte auch fertig, sich zu entschuldigen, wenn ihr in der Hitze der Diskussion mal eine ungerechtfertigte Kritik unterlaufen war. Wurde zu Beginn eine Art Warenhaussortiment gefertigt, vom Taschentuch bis zum Kinderkleidchen, stellte Luise Ermisch das Werk nach und nach auf die ursprüngliche Produktion von Schürzen um. Sie strebte an, den Betrieb zum führenden Schürzenhersteller der DDR mit hohen Rentabilitätskennziffern zu entwickeln. Und das gelang: durch Initiativen der Arbeiter und die neue kollektive Leitung. Mit Vertrauen und Ruhe, die im Betrieb einzogen, schwand auch die Sorge, mit der sie vordem zu jeder Betriebsleitertagung gefahren war. Sie konnte erfüllte Pläne vorweisen. Es hatte sich in der Republik herumgesprochen, wer und was Luise Ermisch war. Sie wurde zum Kandidaten des Politbüros gewählt, fuhr nach Moskau, studierte an der Parteihochschule. Ein halbes Jahr hatte sie Zeit für die Sprachvorbereitung, ein Jahr für das Studium des Marxismus-Leninismus. Sie erinnert sich gern an dieses Jahr, unweit des Roten Platzes untergebracht und in Ruhe mit der Theorie befaßt. Was bis dahin vor allem Gefühl und Lebenserfahrung war, bestätigte ihr nun theoretisch fundiertes Wissen.

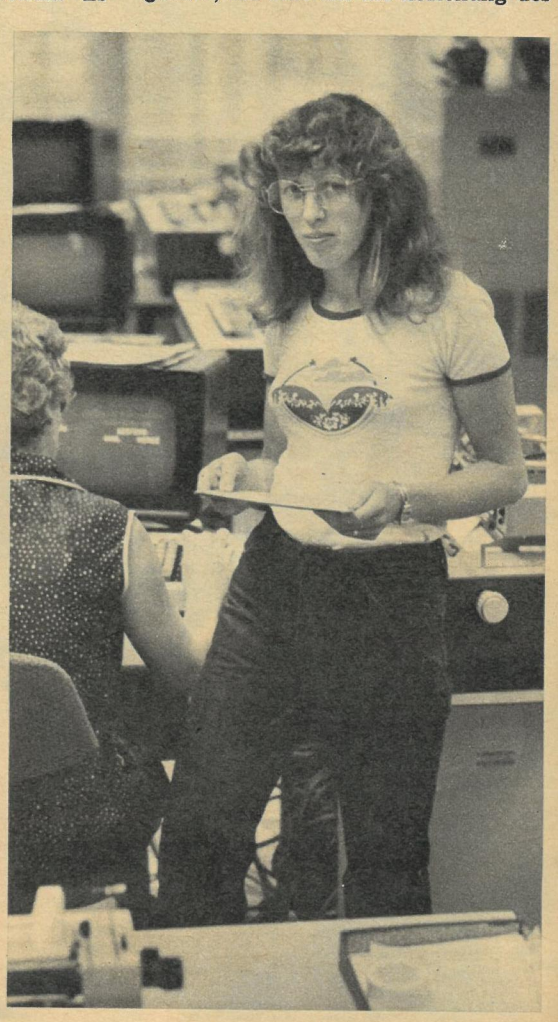
Im nächsten Jahr, 1961, führte Luise Ermisch im Mühlhausener Bekleidungswerk die Gruppentechnologie nach der Mitrofanow-Methode ein. Doch welche sowjetische Neuerer-Idee auch bei ihrem Kollektiv Zugang fand, stets wurde es in Mühlhausen auf unsere Maßstäbe und Notwendigkeiten modifiziert, um der Effektivität willen.

Im selben Jahr, da sie aus Moskau zurückkehrte, 1960, wurde sie zum Mitglied des Staatsrates berufen. Nun ist es wahrhaftig eingelöst, jenes Wort des Thomas Müntzer: Die Näherin ist Betriebsdirektor, wirkt mit in der Gesetzgebung des Landes, in der Entscheidungsfindung der Parteiführung, sie repräsentiert den Arbeiter-und-Bauern-Staat mit. Eine harte gesellschaftliche Pflicht: Ausschußsitzungen, Beratungen mit unterschiedlichen Kollektiven bei der Vorbereitung der ersten Fassung des Arbeitsgesetzbuches, des Jugendgesetzes, der zweiten Form des Gesetzbuches über die Arbeit. Reisen zu Betrieben in der Republik; Reisen als Mitglied des Staatsrates von Ägypten bis Kolumbien ...

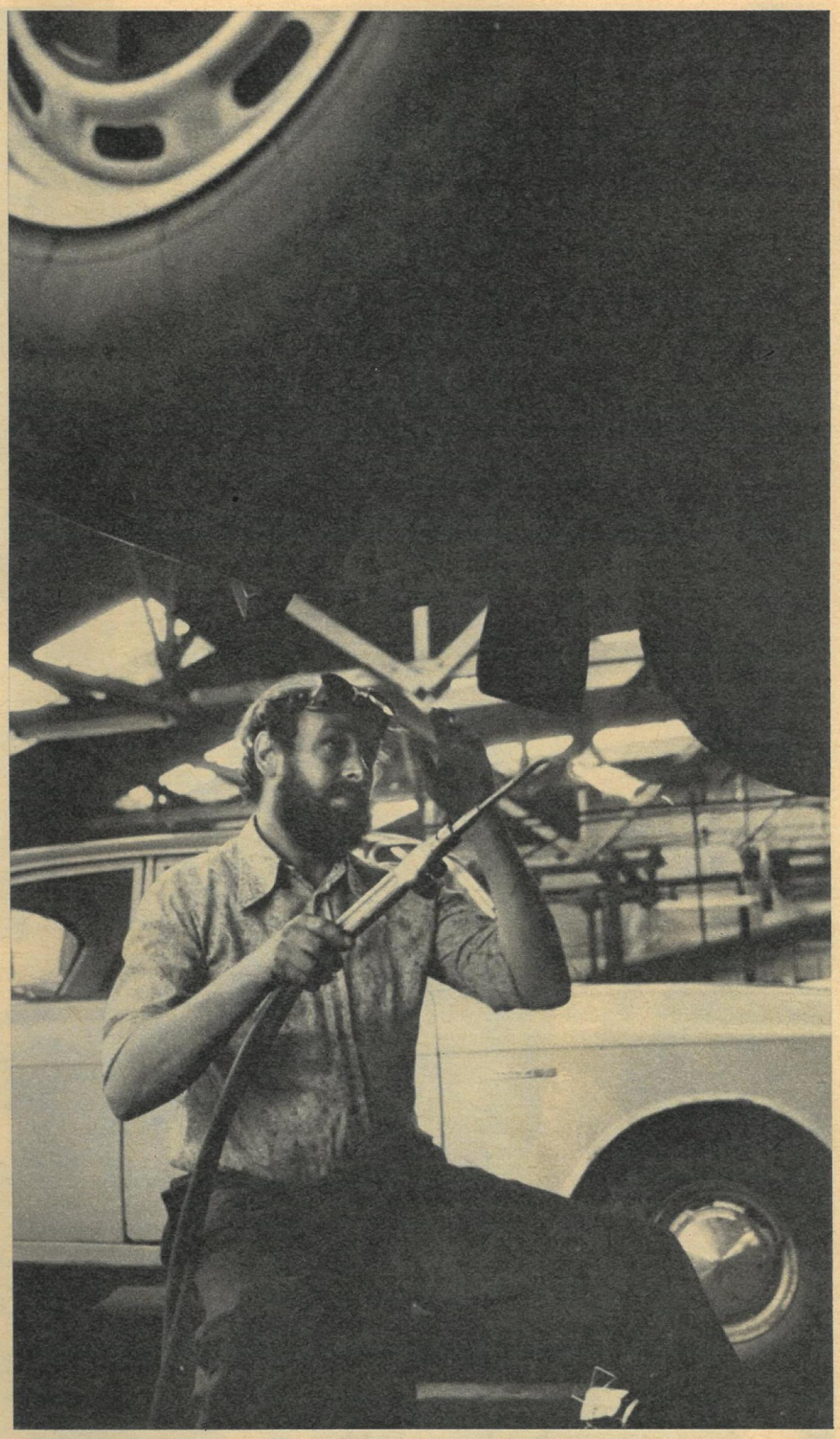
Hätte sie die Mutter nicht an ihrer Seite gehabt, die sich um die Erziehung des

UTE SCHRAMM

MARLIES FÜRSTENBERG



WALPURGA ESCHENBACH



WOLFGANG DÖLLE

Jungen kümmerte – sie hätte nicht mit so völliger Hingabe die gesellschaftlichen Belange erfüllen, nicht in gleicher Weise den Betrieb leiten können. „Und von einer Luise Ermisch wurde einfach verlangt, v e r l a n g t , daß sie mit erfüllten Plänen antrat. Niemandem hätte ich das Gegenteil erklären können!“ Als sie schließlich darum ersucht, künftig „nur“ die Verantwortung für ihren Betrieb zu tragen, wird ihrem Wunsch entsprochen.

WOLFGANG DÖLLE,
Jahrgang 1950 ...

... der Junge mit dem Holzauto auf dem alten Foto, hatte zu dieser Zeit noch keine Ahnung von den Problemen der Erwachsenen, von Grenz- und Friedenssicherung, vom Ringen um die Anerkennung unseres Staates, der Stärkung des Sozialismus ... Er sparte sich sein erstes Fahrrad aus den Erlösen für Zeitungen und Flaschen, er war stolz darauf, sein erstes Moped ais Fünfzehnjähriger selber reparieren zu können. Und er wollte Bergmann werden. Die Losung hing an allen Litfaßsäulen: Ich bin Bergmann, wer ist mehr? Die Untersuchung auf gesundheitliche Tauglichkeit förderte einen Herzfehler zutage. So wurde er im benachbarten Görmar Traktorenschlosser und wechselte später ins leichtere Fach über, in dem er mit Moskwitsch und Škoda zu tun hat. Er bewohnt mit seiner Familie (Mario ist elf, Katrin sieben Jahre) eine behagliche Wohnung, er ist geachtet in der Autowerkstatt, in der er arbeitet.

Abschied in Ehren

Luise Ermisch – eine lebende Legende. Die siebziger Jahre haben begonnen, nichts ist einfacher geworden, für die Betriebsdirektorin nicht, auch nicht für ihre Kollektive. Der Name Ermisch ist zu einem festen Bestandteil der Geschichte des Neuererwesens, der Geschichte der Republik geworden. Sie hat einen stabilen Kern von verläßlichen Menschen geformt, der ihre Arbeit fortführen kann. Zwei Jahre vor dem Rentenalter bereitet sie die Übergabe des Betriebs an den Nachfolger vor. Der kommt aus der Spinnerei-Industrie. Als er antritt, braucht er nicht zu befürchten, daß auf dem Güterbahnhof Reklamationen auf ihn lauern. Vielleicht ist dies der einzige Grund zur Traurigkeit: Es gelang nicht, den Nachfolger aus den eigenen Reihen zu entwickeln. Als sie die Funktion übergab, war sie mit zahlreichen Orden geehrt. Auch der Betrieb war bereits Träger des Vaterländischen Verdienstordens in Gold und des Ordens „Banner der Arbeit“, und er war achtmal Gewinner der Wanderfahne im Wettbewerb.

Am Vorabend des 1. Mai 1976 zeichnet Willi Stoph den ersten weiblichen Neuerer der Republik, Luise Ermisch, mit dem Karl-Marx-Orden als Dank für ihre Verdienste aus. Am nächsten Morgen ist sie wieder in Mühlhausen und demonstriert mit ihren Genossen und Kollegen zum 1. Mai durch die Straßen der alten Stadt.

★★★

Zu dem Gruppenfoto nach dreißig Jahren hatte FREIE WELT auf Mühlhausens Fußgänger-Boulevard Steinweg eingeladen. Die meisten der damaligen Kinder kannten einander nicht, auch Luise Ermisch wurden sie vorgestellt. Immer wieder blickte sie zu Ute Schramm hin. Bis sie schließlich nach deren Mädchennamen fragte: „Thormann? Dann haben Sie, hast Du doch damals eine dicke Brille getragen?“ „Stimmt“, sagte Ute Schramm, „ich hab Sie ja noch als Chefin kennengelernt.“ – „O ja, Dein Meister hat Deinetwegen bestimmt ein paar graue Haare mehr als nötig bekommen!“ Und an uns andere gewendet sagte Luise Ermisch: „Das war eine ganz Couragierte, die ist niemandem eine Antwort schuldig geblieben!“ Es klang ganz und gar nicht kritisch, sondern anerkennend. War sie doch als junge Frau ebenso aufgetreten. Und war gefordert worden, die Republik mit aufzubauen, woran jede und jeder von den Jüngeren heute mittut. Selbst wenn es ihnen im täglichen Leben nicht immer so bewußt sein sollte.

Nach der Gruppenaufnahme wanderten die sechs durch Mühlhausen, um bei einem gemeinsamen Abendessen noch Erinnerungen aufzufrischen. Über die Straßen gespannt waren die bunten Wimpel der Kirmesgemeinden. Aus vielen Gassen und Höfen, selbst vom mittelalterlichen Rathaus her klang Musik. Die Kirmes war in vollem Gange. Ursprünglich ein Erntefest nach vollbrachter Arbeit, ist sie heute in der alten Stadt ein Fest, auf dem bereits vor dem Jahrestag wacker angestoßen wurde auf das, was die Bürger alles vollbracht haben. Und stolz können sie sein, die „Mühlhäuser“: auf ihre neuen Wohnviertel und alten Gedenkstätten, auf ihre Betriebe, die Textilien und Taschenrechner in alle Welt schicken...

Luise Ermisch ist von der Stadt behalten worden, die sie vor fast 35 Jahren mit Furcht im Herzen betrat. In der sie sich und ihre Sache durchzusetzen verstand, mit Verstand, mit Strenge, mit Güte, mit Härte – wie es nottat. Mühlhausen ist ihr Wohnsitz, Heimat ist ihr die Republik geworden. Denn zur Heimat wird einem, wofür man alles gegeben hat, was einem Menschen möglich ist.

Zusatzfoto (1): ADN-Zentralbild

HANS-DIETER SAUERBIER

Begegnung auf dem „Dach Afrikas“ – Sozialistisches Äthiopien feierte gemeinsam mit Klassenbrüdern zehnjähriges Jubiläum

Historische Tage von Addis Abeba

Mit dem 11. September ist das 33-Millionen-Volk von Hibrete sabawed Ityopia, wie Äthiopien amharisch bezeichnet wird, in das nächste Kalenderjahr getreten, in diesen Tagen jedoch zugleich in einen neuen gesellschaftspolitischen Zeitabschnitt: Die Arbeiterpartei wurde gegründet, marxistisch-leninistische Vorhut aller Werktätigen und Führungskraft der mehr als hundert Völkerschaften. Es war der Vorabend des 10. Jahrestages der äthiopischen Volksrevolution. Beide Septemberereignisse – Geburtsstunde der Partei und Jubiläum der Befreiung vom feudalkapitalistischen System – sind historisch zu nennen, für das afrikanische Land, für den Kontinent.

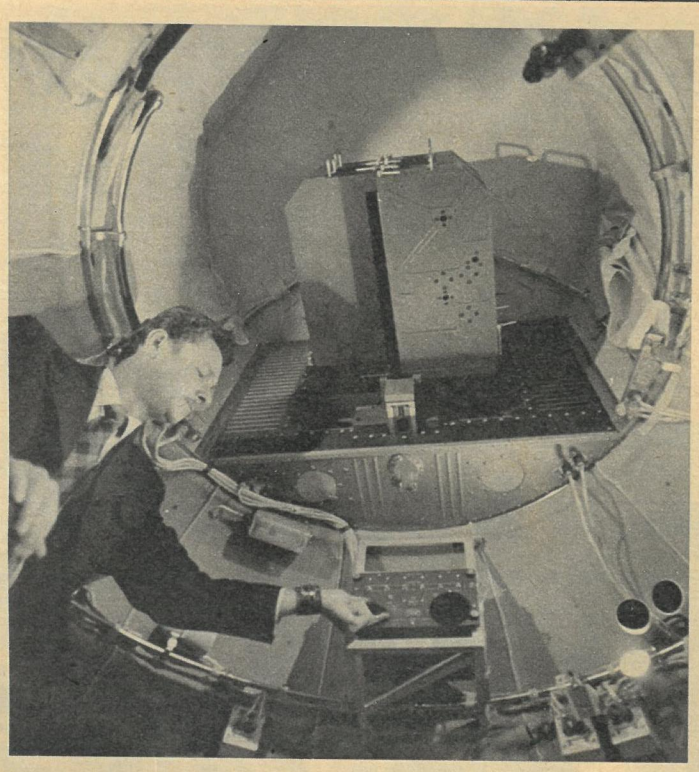
Staatsoberhaupt Mengistu Haile Mariam, zum Generalsekretär des ZK der Partei gewählt, nannte im Bericht an den Gründungskongreß die weltumspannende Lehre des Marxismus-Leninismus jene inspirierende Kraft, die auch sein Land, das „Dach Afrikas“, revolutionierte. Äthiopiens Arbeiterpartei wird nunmehr den vor einem Jahrzehnt begonnenen komplizierten Prozeß in die sozialistische Entwicklung hinüberführen. Ein volksdemokratischer Staat ist zu schaffen, wie es das in Addis Abeba von den rund 2000 Delegierten des ganzen Landes einmütig gebilligte revolutionäre Kampfprogramm der jungen Partei verheißt. Dabei weiß sie gute Gefährten an ihrer Seite, baut das äthiopische Volk auf die vielfach bewährte Solidarität vor allem der sozialistischen Länder. Ist doch Äthiopien derzeit durch neun Regierungskommissionen für wirtschaftliche und wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit mit Bulgarien, der ČSSR, der DDR, Kuba, Rumänien, Jugoslawien, der UdSSR, Ungarn und der VDR Jemen eng miteinander verbunden. So fanden Erich Honeckers Worte auf der Freundschaftskundgebung im neuen und unter maßgeblicher Beteiligung der DDR errichteten Zementwerk New Mugher die dankbare Zustimmung der Bauleute und vieler Hundert soeben vom Parteitag gekommener Delegierter. Die Werktätigen der DDR, sagte er, waren von Anbeginn an der Seite der äthiopischen Arbeiter und Bauern und unterstützten sie im schweren Ringen um die Sicherung der Revolution, gegen ihre Feinde. Diese Solidarität, ein Ausdruck proletarischen Internationalismus' in Aktion, wie es Erich Honecker kennzeichnete, bezieht sich sowohl auf die umfassende Mitwirkung der DDR an der Industrialisierung Äthiopiens, als auch auf die Ausbildung und das Studium dringend benötigter Fachleute und Parteikader. New Mugher, das Äthiopien bereits unabhängig von Zementimporten macht, ebenso die mit DDR-Unterstützung zum Revolutionsjubiläum fertiggestellten Industrieobjekte in Kombolcha und Bahir Dar, eine Textilfabrik und eine Ölmühle, sind nach Erich Honeckers Worten „sichtbarer Ausdruck unserer Verbundenheit“ und „wichtige Beiträge zur Stärkung der äthiopischen Revolution“.

Indessen kündet das im Zentrum der äthiopischen Metropole errichtete, von Erich Honecker und Mengistu Haile Mariam geweihte Karl-Marx-Denkmal vom Triumph der Ideen des Begründers des wissenschaftlichen Sozialismus auch in Afrika. Als Geschenk der Deutschen Demokratischen Republik an das Sozialistische Äthiopien ist es Symbol immerwährender Klassensolidarität.

Günter Stechow

Foto: ADN/ZB

Unser Foto: Kurz vor dem Abflug aus Addis Abeba – die führenden Repräsentanten der DDR und Äthiopiens, Erich Honecker und Mengistu Haile Mariam bei einer letzten Rückschau auf ereignisreiche Tage.



39 447 Runden um die Erde

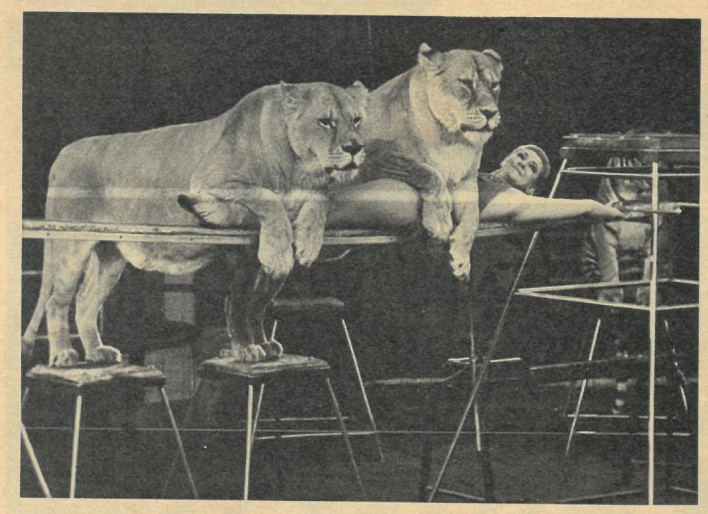
Die neuen Champions ruhten, als sie ihren Dauerweltrekord aufstellten. Zum zweiten Male haben die drei Männer ein Ereignis verschlafen, über das die Presse ausführlich berichtete. Kommandant Leonid Kisim, Bordingenieur Wladimir Solowjow und Bordarzt Oleg Atkow, die drei von der dritten Stammbesatzung der Orbitalstation Salut 7, die sich seit dem 8. Februar im Weltall befinden und inzwischen jede geographische Zone unseres Planeten im Wechsel aller vier Jahreszeiten beobachten konnten. Das gelang außer ihnen noch niemandem. Am 7. September um null Uhr elf Minuten 32 Sekunden hatten die drei den gültigen Weltrekord erreicht, den Anatoli Beresowoi und Valentin Lebedew 1982 mit 211 Tagen, neun Stunden, vier Minuten und 32 Sekunden aufgestellt hatten. Das internationale Reglement verlangt für die Rekordanerkennung aber eine zehnprozentige Überbietung gültiger Bestleistungen. Also hätte am 233. Flugtag die Bordsirene aufschrillen müssen. Genau um drei Uhr, 29 Minuten und 59,2 Sekunden. Aber der Flugdirektor entschied: Wir lassen sie schlafen. Rekorde werden nebenbei aufgestellt. Die Hauptsache sind die „Arbeitsrekorde" in der Schwerelosigkeit. An Bord der Orbitalstation macht eine Weltrekordlerin aus Jena von sich reden, die Multispektralkamera MKF-6 M. Seit 730 Tagen funktioniert sie einwandfrei, ohne Defekt. Sie vollzog mit Salut 7 ihre 11 535. Erdumrundung, als die drei Kosmonauten ihren Weltrekord errangen. Diese Kamera brachte es schon auf erstaunliche Leistungen, die wirkliche Weltallrekorde sind. Das Musterexemplar, das im Herbst 1976 zu Testzwecken in das Raumschiff Sojus 22 und in Trainingsraumschiffe eingebaut wurde (siehe Foto), legte bei 127 Erdumkreisungen über 5 Millionen Flugkilometer zurück und lieferte über tausend Aufnahmen von unserem Planeten. Das erste Betriebsexemplar MKF-6 M blieb solange funktionstüchtig wie Salut 6, die Station, in der die sechsäugige Jenenserin installiert worden war. Vier Jahre, zehn Monate und zehn Tage. 27 785mal um den blauen Planeten. Bei drei Starts bisher fast vierzigtausendmal um die Erde, vierzigtausendmal zweiundvierzigtausend Kilometer. Weltrekordlerin ohne Diplom. Aber ihre Rekordväter werden vielleicht Urkunden erhalten. Die MKF-6-Schöpfer, ein Kollektiv von Wissenschaftlern der Sowjetunion und der DDR, wurden für den Staatspreis der UdSSR vorgeschlagen.

Karl-Heinz Eyermann

Generatoren aus Deyang

Die Provinz Sichuan im Südwesten der Volksrepublik China wurde früher als landwirtschaftliches Paradies bezeichnet. Industriell hingegen war diese Gegend kaum erschlossen. Mit Beginn der 60er Jahre begann sich das Gesicht dieses Gebietes zu ändern. Heute ist die mit Bodenschätzen – besonders Mineralien – reich gesegnete Landschaft ein Zentrum des industriellen Aufbaus in China. Mit der Errichtung von Industriegebieten im Landesinnern will die Volksrepublik die vor der Revolution unproportionale Standortverteilung im Küstenraum überwinden. Die Provinz Sichuan ist inzwischen mit fast allen Zweigen einer modernen Industrie versehen. Neben dem Abbau und der Verarbeitung von Bodenschätzen ist die Entwicklung der Energiewirtschaft Schwerpunkt dieser an Wasserkraftressourcen reichen Region. 1300 größere und kleinere Flüsse bieten eine Reserve, die ein Viertel der Wasserkraft des ganzen Landes ausmachen. Anlagen für den Kraftwerksbau sind deshalb besonders gefragt. Die Elektromaschinenfabrik von Deyang hat mit ihren Produkten sowohl im Inland als auch außerhalb der Landesgrenzen Aufmerksamkeit geerntet. Die beiden Niederdruck-Turbogeneratoren mit einer Leistung von je 170 000 Kilowatt im Gezhouba-Wasserkraftwerk sind die größten dieses Typs in der Welt. In den drei Jahren seit der Inbetriebnahme erwies sich diese Anlage als außerordentlich zuverlässig. Gegenwärtig liefert das Werk Turbogeneratoren von 320 000 Kilowatt an das Kraftwerk Longyagxia am Oberlauf des Gelben Flusses (Foto unten). In naher Zukunft wird in Deyang die Produktion eines noch mächtigeren Turboaggregats aufgenommen. Für das Ertan-Wasserkraftwerk am Fluß Yalongjiang ist die Installierung eines Generators von 500 000 Kilowatt geplant. Vorteilhaft für die Produktion derartig leistungsfähiger Aggregate ist die unmittelbare Nachbarschaft der Zulieferer. Vorkommen der wichtigsten Rohstoffe wie Eisenerz, Mangan, Nickel, Vanadium und Titan sind ausreichend vorhanden und leicht abzubauen. Ihre Verarbeitung zu hochwertigem Stahl und die Weiterverarbeitung zu entsprechenden Guß- und Walzstücken wird in enger Kooperation mit den benachbarten Schwermaschinen- und Eisenhüttenwerken realisiert. Die Entwicklung des Energieanlagenbaus ist ein wesentlicher Faktor dafür, daß die Produktion an Elektroenergie in den 35 Jahren der Volksrepublik China von 4,31 Milliarden Kilowattstunden auf 351,4 Milliarden Kilowattstunden im Jahr gesteigert werden konnte als Grundvoraussetzung für die weitere Erhöhung der Wirtschaftskraft des Landes.

Zhou Zheng

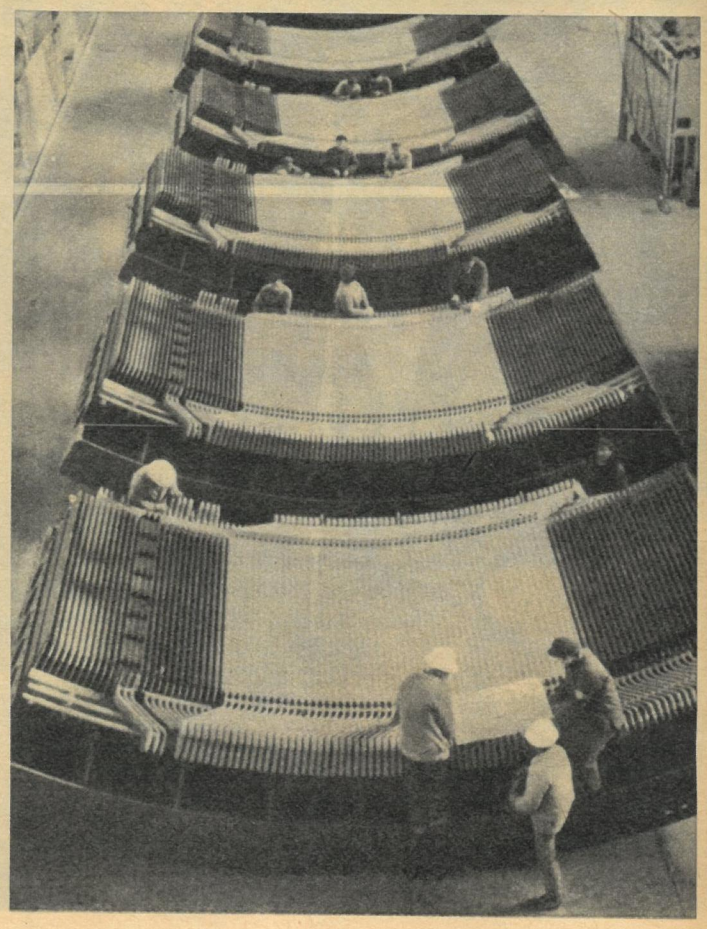


Keine Angst vor großen Tieren

Mit Raubkatzen tanzen, spielen und schmusen ist kein Hobby von Ljudmila Schewtschenko (Foto oben). Seit 1968 stehen sie und ihr Mann Wladimir mit ihrer Löwen-Dressurdarbietung in der Manege. Sie sind inzwischen international anerkannte Stars der Raubtierdressur, die wir beim Gastspiel des Ukrainischen National-Zirkus auch in der DDR kennengelernt haben. Ljudmila absolvierte 1967, Wladimir 1966 die Moskauer Staatliche Lehranstalt für Varieté- und Zirkuskunst. Beide wurden Diplomartisten – als Gymnastiker und Akrobaten. Dressur war zuerst ihr Hobby und wurde Beruf. Bereits 1970 erhielten sie für ihre Raubtierdressur auf der Allunionsleistungsschau neuer Darbietungen ein Diplom. Mit neuen Tricks und szenisch neu gestalteter Darbietung fahren die beiden Ukrainer mit den Tieren vom 16. November bis 17. Januar 1985 zum Gastspiel nach Paris. Spagat auf den Rücken zweier Raubkatzen, schwingend im Fersenhang am Trapez durch die Raubtiergruppe im Zentralkäfig und ein lustiger Ringkampf mit Löwen zeigen präzises Können von Ljudmila. Wladimir hingegen beweist seine Meisterschaft mit komplizierten Dressuren der gemischten Gruppe mit mehr als einem Dutzend Tigern und Löwen. Genau 28 Minuten dauert inzwischen die Attraktion, die durch ihre Kombination von Luftgymnastik, Akrobatik und Dressur zu einer bedeutenden Raubtierschau geworden ist.

Roland Weise

Redaktion: Hajo Obuchoff; Fotos: A. Paszkowiak, R. Weise, M. Steinfeldt, D. Christel, K. D. Moerl, FW-Archiv



Ernten für das Kombinat

Apfelernte im Sowchos „Sadowod“ hinter dem Südostufer des Asowschen Meeres, Rayon Timaschewsk, Gebiet Krasnodar – ein bäuerliches Saisongeschäft, und doch mehr... Landarbeiter und Agronomen, Direktor und Buchhalter sind Teilnehmer eines ökonomischen Experiments, das an ausgewählten Punkten überall in der Sowjetunion begonnen hat. Vereinigt zum agro-industriellen Kombinat „Kuban“, erproben die Landwirtschaftsbetriebe des Kreises – neun Kolchosen, sechs Sowchosen sowie eine Treibhausgärtnerei – neue Methoden des Wirtschaftens und der Rechnungsführung. Für die Allgemeinheit geht es dabei um das Hauptziel des Lebensmittelprogramms: Erhöhung im Angebot von Nahrungsgütern nach Quantität und Qualität, für die Erzeuger um größeren Nutzeffekt der Arbeit, Ausschöpfung aller örtlichen Möglichkeiten, neue Formen des Lohns und der Gewinnbeteiligung. Um vom Obst zu reden: Rund 20 000 Tonnen wandern in diesem Jahr unter dem Markenzeichen „Sadowod“ zu den Abnehmern. Der Reingewinn dürfte die mehr als fünf Millionen Rubel des Vorjahres noch übersteigen. Hochwertige Speiseäpfel warten im neuen Kühlhaus auf den nächsten April. Dann werden sie eine willkommene (und finanziell lohnende) Bereicherung des Marktes sein. Die Timaschewsker Gärtner sind dabei, das Angebot bis auf den August auszudehnen und so die lükkenlose, ganzjährige Belieferung zu gewährleisten. In der Zukunft stellt sich das Kombinat auf die Versorgung nahe gelegener Ferienorte am Strand des Asowschen und des Schwarzen Meeres ein. Tomaten und Gurken, Kirschen, Weintrauben und Aprikosen sollen den Urlaubern taufrisch über eigene Verkaufsstände angeboten werden. Die Abfüllung von Fruchtsäften und Kompott in Kleingefäßen wird vorbereitet.

Hans Frosch

Sieger ohne Siegerpose

Er ist es gewohnt, im Mittelpunkt zu stehen (pardon: zu sitzen!). Die Hälfte seines bisherigen Lebens hat Meisterjockey Alexander Tschugujewez (30) im Rennsattel verbracht (Foto unten). Mehr als 500 Siege gehen auf sein Konto, darunter 27 in internationalen Vergleichen. Besonders erwähnenswert ist sein Triumph von 1978 im Preis von Europa, einem der schwersten Galopprennen der Welt. Der sattelfeste junge Mann erinnert den Reporter in diesem Zusammenhang an die spektakulären Erfolge seines heutigen Trainers und Vorbildes Nikolai Nassibow, der Mitte der sechziger Jahre auf dem inzwischen fast schon legendären Hengst Anilin in Europa und Übersee gleich serienweise hochdotierte Rennen gewann. Bei allem Erfolg – seinen ersten Sieg im Sattel erkämpfte er als Schuljunge von fünfzehn Jahren – ist Alexander Tschugujewez ein bescheidener, ja geradezu stiller Mann geblieben, den man selbst auf dem Siegerpodest nur selten lächeln sieht. Auch nach seinem Erfolg im Preis von Moskau, dem Hauptereignis des Internationalen Vollblutmeetings der sozialistischen Staaten, das im August dieses Jahres in Dahlwitz-Hoppegarten über den grünen Rasen ging, blieb er gewissermaßen auf dem Teppich. Selbst das obligate Lächeln für das Siegerfoto vor der Haupttribüne von Hoppegarten verdankten die Bildreporter nur der „Schützenhilfe“ eines Ministers. Peter Findeis, Stellvertreter des Ministers für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft der DDR, der die Siegerehrung vornahm, hatte Alexander Tschugujewez mit einem freundschaftlichen Schlag dazu animiert. Viel zu lachen hatten während des Meetings auf der herrlichen Parkbahn vor den Toren der DDR-Hauptstadt vor allem die Reiter der polnischen Equipe, die drei der insgesamt sieben internationalen Rennen für sich entscheiden und sich damit vor der Sowjetunion den Gesamtsieg sichern konnten.

Richard Rely

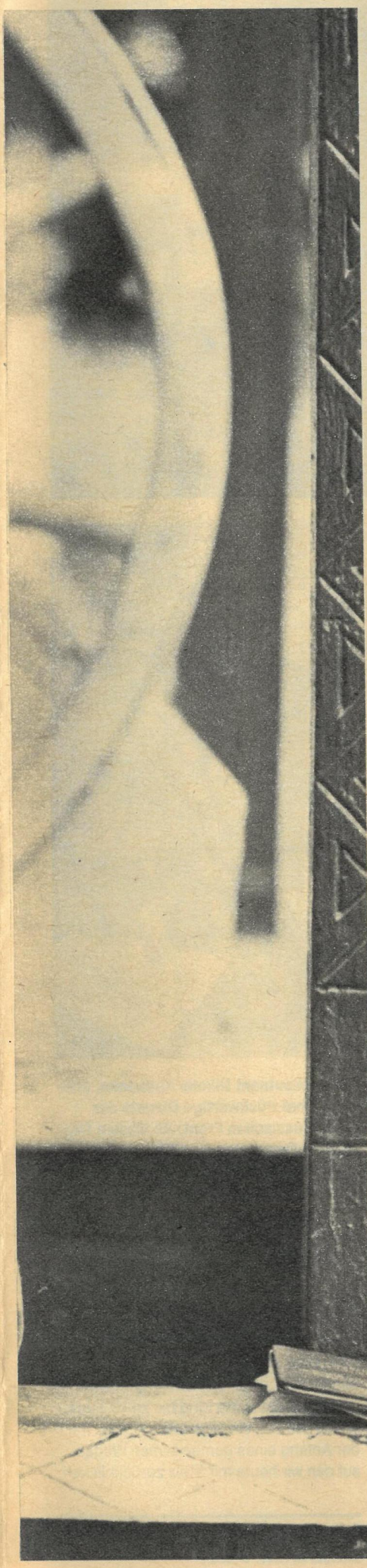
„Zwei auf einer Bank“

Christine Schorn und Friedo Solter spielen die beiden in der gleichnamigen Komödie (Foto links). Er, Busfahrer, bei Damen als Fedja oder Jura, aber auch als Alexej oder Nikolai bekannt, bemüht sich, zu neuem Abenteuer aufgelegt, in einem Kleinstadtpark irgendwo in der Sowjetunion um ihre Bekanntschaft. Sie hingegen hat nicht vergessen, mit ihm bereits ein Abenteuer (oder eine Romanze?) erlebt zu haben. Sonderbar, daß der, der als Jura einst bei ihr zu Besuch war, jetzt plötzlich Kolja ist. Der Sommerabend zeigt sich warm, und so bietet sich eine Klärung der Angelegenheit mittels Auseinandersetzung auf einer Parkbank an. Manchmal tragisch, manchmal komisch entdecken sich dem Zuschauer die Schicksale zweier nicht mehr ganz junger Menschen. Der Moskauer Dramatiker Alexander Gelman – 1933 in Moldawien geboren, Trikotagenarbeiter, Schlosser, Marineoffizier, Fräser, Dispatcher, Ingenieur, Parteisekretär und Korrespondent, bei uns viel diskutiert seine Stücke „Rückkopplung“, „Die Prämie“ und „Protokoll einer Sitzung“ – stellt sich hier mit einer Komödie für zwei Personen vor. Inszeniert wird sie von Rainer Hellmann an den Berliner Kammerspielen. Die Premiere ist für den 19. Oktober geplant.

Friederike Hein

Freundschaft hat viele Gesichter, unzählige Namen. Das merkten wir deutlich dieser Tage, da uns die Kollegen von Fotochronika TASS Post aus allen Teilen der Sowjetunion übermittelten. Glückwünsche zum Geburtstag: Wir werden 35! Glückwünsche für Sie, liebe Leser, für uns alle. Aus Tschukotka und Moldawien, von der sowjetischen Ostseeküste und aus den Bergen Aserbaidshans…

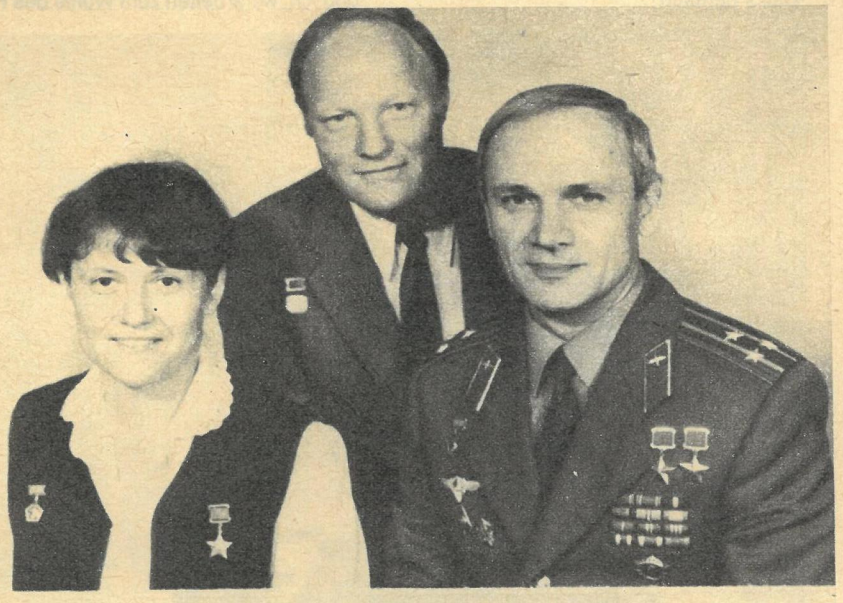
GRÜSSE VON FREUNDEN

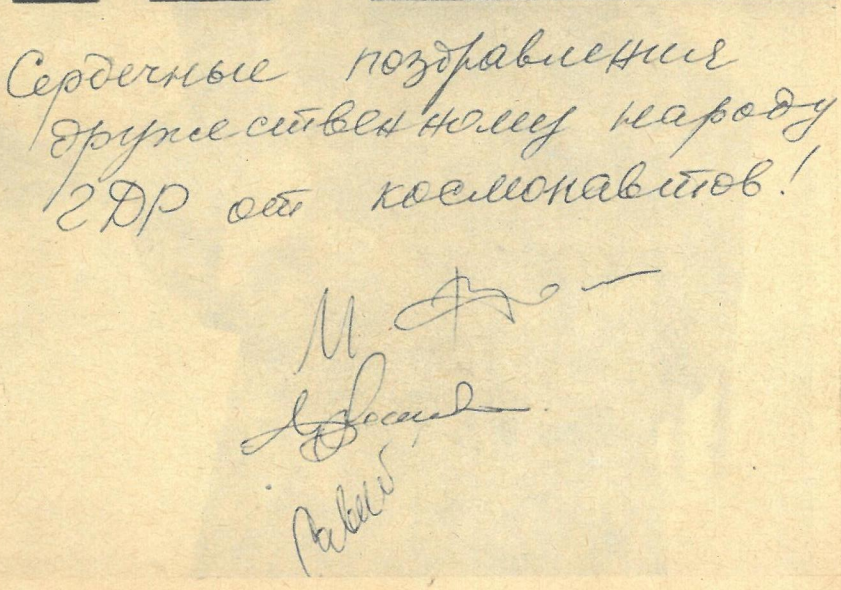


▲ **Alexander Muklimow, Student, Semesterferien-Arbeiter an der BAM:** Dieses Bild weckt Erinnerungen in mir, Erinnerungen an den diesjährigen Feriensommer. Wir arbeiteten in einer internationalen Studentenbrigade an der BAM. Auch Kommilitonen aus der DDR waren dabei. Die BAM ist kein Sanatorium, sondern eine harte Bewährungsprobe für jeden einzelnen. Hier muß sich jeder auf jeden verlassen können. Hut ab vor den DDR-Studenten, sie sind ganze Kerle.

◀ **Alexander Gromow, Kriegsveteran und Kolchosbauer, Moldauische SSR:** Ich bin ein alter Mann. Als Teilnehmer des Großen Vaterländischen Krieges hat mich mein Weg bis 12 Kilometer vor den Berliner Reichstag geführt, wo ich schwer verwundet wurde. Kämpfen wir gemeinsam dafür, daß sich solches nie wiederholt. Ich hebe symbolisch mein Glas... Auf den Frieden! Wozu brauchen wir Krieg? Sagt mir, wozu? Alle sollen arbeiten, ernten, glücklich sein. Ich wünsche den Lesern der FREIEN WELT, allen Bürgern der DDR, weitere Erfolge beim Aufbau des Sozialismus und immer einen friedlichen und weiten Himmel über dem Kopf.

Grüße Weltall-Moskau-Berlin von der Besatzung des Raumschiffes Sojus T-12: ▶ Herzliche Glückwünsche dem uns freundschaftlich verbundenen Volk der DDR von den Kosmonauten Swetlana Sawizkaja, Wladimir Dshanibekow, Igor Wolk.

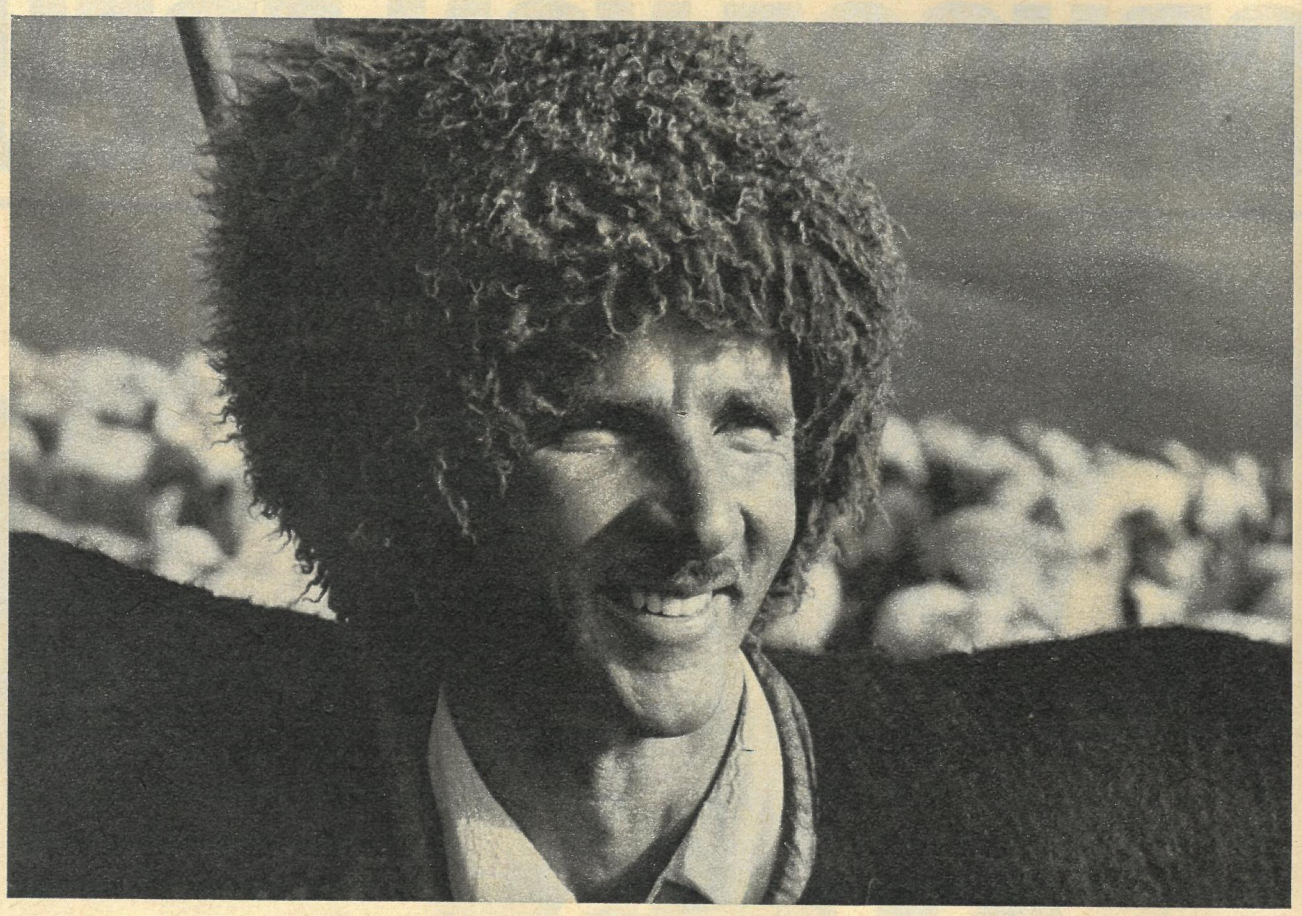




Grüße von Freunden

▲

Prof. Abdullachodshajewa, Leiterin des Lehrstuhls für Pathologische Anatomie der Medizinischen Hochschule Taschkent: Ich möchte etwas erzählen über meine Beziehungen zu unseren Bruderinstituten in Berlin und Leipzig. Die scheinbar einfachste Sache der Welt: Man arbeitet miteinander, kommt sich näher, und plötzlich sind aus wissenschaftlichen Kontakten freundschaftliche geworden. So jedenfalls ist es uns ergangen. Mögen sich unsere Beziehungen weiter festigen und ihre Früchte den Menschen Freude und Glück bereiten.



Adil Chalilow, Schlosser und Veteran des Großen Vaterländischen Krieges, Aserbaidshanische SSR: Ich sorge mit meiner Arbeit dafür, daß die Bohrtürme vor Baku immer in Ordnung sind und so wenig wie möglich Stillstand haben. Die Arbeit ist mein zweites Zuhause. Meine Genossen und ich, wir arbeiten zum Wohle des Friedens. Als 18jähriger mußte ich in den Krieg. Ich habe ihn bis zum Ende mitgemacht. Gleich Millionen anderer sowjetischer Menschen habe ich mein Vaterland verteidigt. Unter größten Opfern. Es darf nie wieder Krieg geben. Das ist mein Geburtstagswunsch für unsere beiden Völker. Wir müssen gemeinsam kämpfen.

▼

▲

Generalleutnant Nikolai Antipenko, ehemals Chef Rückwärtige Dienste der 1. Belorussischen Front: An diesem Tag, dem 35. Geburtstag der DDR, gehen meine Gedanken 40 Jahre zurück. Die letzte Beratung der Rückwärtigen Dienste vor dem Sturm auf Berlin: Es ging um die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung. Wir hatten ja selbst wenig. Aber als unsere Truppen in Berlin einmarschierten, führte der Militärrat sofort Versorgungsnormen für die Bevölkerung aus eigenen Reserven ein. Arbeiter bekamen täglich 500g Brot, 60g Graupen und Teigwaren, 65g Fleisch, 15g Fette und 20g Butter und jedes deutsche Kind bis zu 13 Jahren erhielt pro Tag ein Glas Milch. – Das war der Anfang eines gemeinsamen Weges, auf den wir heute mit Stolz zurückblicken.

Fotos: TASS/R. Nuritdinow, R. Denissow, A. Mamedow, A. Lykow, J. Wendelin, R. Lenissow; Zusatzfoto APN/W. Wjatkin

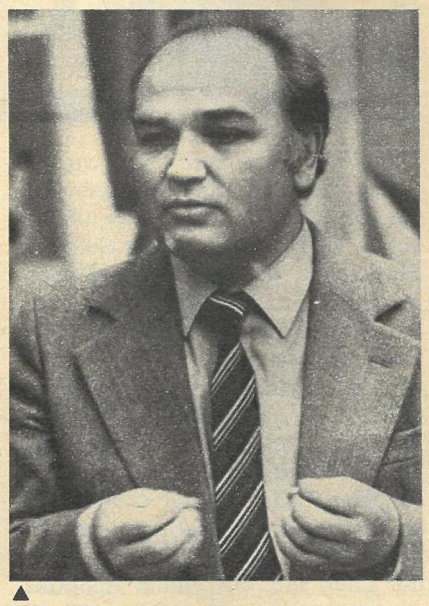
Karam Suleimanow, Schäfer, Aserbaidshanische SSR: Ich habe zwei Töchter und einen vierjährigen Sohn. Auf den grünen Hängen in unserem Aserbaidshan wird er einmal wie alle Männer unserer Familie die Schafe hüten. Ich hätte studieren können, wollte aber mein Heimatdorf in den Bergen nicht verlassen. Ich selbst habe den Krieg nicht erlebt, doch ich weiß, wie schrecklich er war. Tausende meiner Landsleute sind nicht mehr zurückgekehrt. Ihre Kinder aber, ihre Enkel sollen in Frieden leben. Ich bin überzeugt davon, daß meine Altersgefährten in der DDR genauso denken wie ich.

Valeri Liiw, Schlosser, Abgeordneter des Obersten Sowjet der UdSSR, Estnische SSR: Ich bin sehr viel in der Welt herumgereist und weiß, daß alle Völker das Recht auf ein Leben in Frieden haben. Das ist kein Gottesgeschenk, dafür muß man kämpfen. Ich sende die besten Arbeitergrüße an meine Klassenbrüder.

Praskowja Walowej, Arbeiterin in der Produktionsvereinigung „Floare", Moldauische SSR: Wenn ich an die schöne Zeit in der DDR denke, werde ich traurig. Ich habe dort ein Praktikum gemacht und viele Freunde zurückgelassen. Ihnen sowie allen Bürgern der DDR möchte ich meine herzlichsten Wünsche zum Jahrestag übermitteln.

Sinaida Fjodorowna Dolshenkowa, Wicklerin im Elektrowerk „Kujbyschew", Moskau: Vor kurzem wurde ich mit einer Reise in die DDR ausgezeichnet, bei der ich auch unseren Berliner Partnerbetrieb, das Transformatorenwerk „Karl Liebknecht", besuchte. Der herzliche Empfang durch die Berliner Arbeiter wird mir unvergeßlich bleiben. Mich persönlich freut sehr, daß die Zusammenarbeit zwischen unseren Betrieben immer enger wird. Ich wünsche meinen Kolleginnen und Kollegen in der DDR zu ihrem großen Feiertag Frieden, Glück und Erfolg.

Swetlana Powertyn, Solistin des Staatlichen Eskimo-Ensembles: Über Tausende Kilometer hinweg möchte ich meinen Freunden in der DDR gratulieren. Wenn euch diese Grüße erreichen, herrscht auf Tschukotka bereits der Polarwinter. Dann wird alles vor Kälte erstarren, nicht aber unsere Herzen.



Valentin Demtschuk, stellvertretender Leiter der Abteilung Ökonomische Zusammenarbeit des Staatlichen Plankomitees der UdSSR: Als Ökonom möchte ich meinen Glückwunsch ökonomisch ausdrücken. In ganzen fünf Tagen tauschen wir heute die gleichen Mengen Waren aus wie im Gründungsjahr der DDR. Zur Zeit sind wir mit Berechnungen beschäftigt, die unsere Zusammenarbeit bis zum Jahre 2000 betreffen. Die Übereinkunft zur Erarbeitung eines solchen Programms wurde im vergangenen Jahr während des Besuchs der Partei- und Staatsdelegation der DDR unter Leitung des Genossen Erich Honecker erzielt. Große Aufgaben warten auf uns. Dazu möchte ich der DDR viele Erfolge wünschen und unseren Ländern eine weitere gute Zusammenarbeit.

Entdeckt und zur Weltklasse geführt von Karl-Heinz Bauersfeld: Marion Gräfe-Lüttge (links). Als sie 1966 Europameisterin und Jahresweltbeste war, warf sie 59,70 m. Ebenfalls entdeckt und zur Weltklasse geführt – vom Bauersfeld-Schüler Karl Hellmann: Petra Felke. Sie ist Jahresweltbeste 1984, warf aber fast 15 Meter weiter als Marion: 74,72 m!

Der Vater, ein Schlosser, war im Krieg gefallen. Die Mutter, eine Landarbeiterin im mecklenburgischen Loitz, erlebte ihren Sohn als Studierten, als international hochgeachteten Leichtathletiktrainer, als Promovend, als Ordentlichen Professor, als Prorektor für Wissenschaftsentwicklung der Deutschen Hochschule für Körperkultur. Weil ihr dies alles immer vorkam wie Tausendundeine Nacht, brauchte sie lange, um sich der Gründe bewußt zu werden, daß sich der Arbeiter-und-Bauern-Staat DDR in der Lage sah, aus einem Achtklassenschüler vom Dorf einen Hochschullehrer und Forscher zu machen. Was hätte sie erst gesagt, wenn es ihr auch noch vergönnt gewesen wäre, ihrem Jungen, dem Professor Dr. Karl-Heinz Bauersfeld, als Angehörigen eines Kollektivs zum Nationalpreis II. Klasse wegen „herausragender wissenschaftlicher Leistungen auf dem Gebiet der Forschung und der Sportmedizin im Leistungssport“ gratulieren zu können! Oder zum Titel „Verdienter Hochschullehrer der DDR“!

Er war eines von 53 Arbeiter- und Bauernkindern, die an der soeben – am 22. Oktober 1950 – gegründeten DHfK in Leipzig ein Diplomsportlehrer-Studium begannen. Was ihn später zu dem Bekenntnis veranlaßte: „Gerade wir betrachteten es als eine große Chance unseres Lebens, beim Lernen und in der Arbeit der Gesellschaft zu bestätigen, daß sie uns zu Recht viel zugetraut und mit einer Menge Vertrauensvorschuß ausgestattet hatte.“ Gelegentlich und nur so aus Spaß hat der Herr Professor die Frage zum besten gegeben, ob er nicht der erste DHfK-Student überhaupt gewesen ist. „Ich erinnere mich, daß ich wegen der beiden Anfangsbuchstaben meines Familiennamens in der Absolventenliste vornewegmarschierte – knapp hinter mir kamen u. a. die heutigen Professoren Richard Buchmann, Hugo Döbler und Heinrich Gundlach, dann DTSB-Vizepräsident und IOC-Mitglied Günter Heinze. Und wenn wir schon bei Namen sind: Ich weiß noch, daß in unserer Studienzeit die späteren Professoren Dr. Günter Erbach, Paul Marschner, Hans Schuster, Lothar Skorning und Günter Wonneberger, die teilweise an der Berliner Humboldt-Universität studiert hatten, nun an der DHfK in der Aspirantur standen und als Triebfedern der wissenschaftlichen Forschung uns sehr beeinflußt und geistig außerordentlich inspiriert haben.“

Auf der halben Wegstrecke des Studiums erhielten Karl-Heinz Bauersfeld und der sich „lebenslänglich“ dem Fußball verschworene Horst Scherbaum als erste DHfK-Absolventen das Wilhelm-Pieck-Stipendium. Was für Bauersfeld auch der entscheidende Grund für eine Aspirantur war. Aber das mit dem Dr. päd. dauerte länger als gedacht – bis 1969, als er seine Doktorarbeit über Belastungsprobleme des Stoßtrainings verteidigte. Dazwischengekommen war ungewollt jener berühmte Sportwissenschaftler Professor Dmitri Markow aus Moskau, der Karl-Heinz Bauersfeld in seine unschätzbar wertvolle und hilfreiche Lehrtätigkeit in der DDR einbezog. „Und da sah ich mich plötzlich vor die Frage gestellt: Mit der Beendigung der Aspirantur noch eine Weile warten und Trainer werden? Der Einsicht in die Notwendigkeit folgend, machte ich im Sportclub DHfK dort weiter, wo ich in der Praxis an der Hochschule schon begonnen hatte: Ich bildete Athleten aus. Mit dieser Arbeit lebte ich siebzehn Jahre, erst 1972 ging ich wieder ganz in die Lehre und Forschung zurück.“

Für Karl-Heinz Bauersfeld und seinem damaligen Trainerkollegen aus der Zunft der Hürdensprinterinnen, Heinz Birkemeyer, haftet noch heute am Namen Markow ein Hauch von Legende. Beide sind sich einig, daß dieser Mann ein Besessener war, ein Wissenschaftler und Hochschullehrer, dem Theorie ohne Praxis ein Ding der Unmöglichkeit war – was Wunder: Er führte als Trainer die UdSSR-Nationalmannschaft! Er machte nie den Eindruck, daß er einem Beruf, einer Arbeit nachging. Alles, was er tat, tat er aus Leidenschaft und Berufung. „Er fiel nicht nur als glänzender Redner und Erklärer auf“, sagt Karl-Heinz Bauersfeld, „sondern auch durch seine Haltung zur Arbeit und die beeindruckende Fähigkeit, wenn ich so sagen darf, Wissenschaft am Mann zu praktizieren. Wenn er mit Athleten trainierte, sah er Fehler nicht an ihren

Erscheinungen, sondern an den Ursachen. Auf das Warum wußte er stets eine Antwort, und immer traf er den Kern der Sache. Er bewies im Grunde das, was ich mir schon damals unter einem Idealfall sportlicher Ausbildung vorstellte: die Einheit von Wissenschaft und Praxis sowie die unverzichtbare pädagogische Fähigkeit des Trainers, mit Menschen an einem gemeinsamen Erfolg zu arbeiten…"

Heinz Birkemeyer sah in der Arbeit Markows stets etwas Universelles. „So wie er Karl-Heinz Bauersfeld in die Geheimnisse des Kugelstoßens, Speer- und Diskuswerfens einweihte, tat er das auch im Hürdensprint. Es war erstaunlich, daß dieser Mann an der Entwicklung seines berühmten Schützlings Maria Golubnitschaja nachwies, w i e Hürdensprint aussehen muß und wie nicht. Ich werde nie vergessen, auf welche Weise ich Markow kennenlernte. Er weilte einmal in Dresden und erlebte, wie meine spätere Frau Gisela mit der Holländerin Francina Blankers-Koen eine vielfache Olympiasiegerin und Weltrekordlerin schlug. ‚Darf ich eine Frage stellen?' wandte sich der immer sehr bescheiden auftretende Markow an seine Begleiter. ‚Wer ist Giselas Trainer? Kann ich ihn sehen?' Wenig später trafen wir uns in der Sportschule Greiz – wo eine unvergessene Zeit der Freundschaft begann. Ich habe Markow nie gestanden, daß er mein Vorbild und für mich so etwas wie ein sportlicher Vater wurde. Er hätte dieses Geständnis sicherlich auch gar nicht gewollt. Denn in seiner Aufgeschlossenheit, Uneigennützigkeit, Ehrlichkeit und der Art, mit uns umzugehen, machte er tagtäglich deutlich, wie wichtig es ist, gemeinsam zu denken und zu handeln. Er ließ nie den Gedanken zu, nur von ihm könne man etwas lernen. Er lernte auch von uns. Und nichts tat er ohne vorherige gründliche Analyse. Mit ihm gemeinsam sah ich mir eine winzige Filmstudie über Giselas Schwungbeinarbeit an der Hürde an. Immer wieder von vorn – bis wir nach einer Stunde herausgefunden hatten, ob diese optimal war oder nicht…"

Mit dem Gewinn der olympischen Silbermedaille durch die Kugelstoßerin Johanna Lüttge 1960 in Rom hatte die erfolgreiche Trainerkarriere des Markow-Hospitanten Karl-Heinz Bauersfeld angefangen. Zu seinen vielen zur Weltklasse gereiften Schützlingen gehörten auch Erika Raue (die erste 50-m-Speerwerferin der DDR), die Diskuswerferin Ingrid Lotz (Olympiazweite von Tokio), die Speerwerferin Marion Gräfe-Lüttge (Europameisterin und Jahresweltbeste 1966)… Und Dr. Margitta Gummel, die Olympiasiegerin mit Weltrekord von Mexiko-Stadt '68. „Karl-Heinz Bauersfeld", sagt sie, „war ein Trainer voller Ideen, ein unermüdlich tätiger Mann, der sich auch dann nicht in den ‚Ruhestand' begab, wenn gerade ein großer Erfolg hinter uns lag. Irgendwie entwickelte er immer wieder etwas Neues, weil er mit Recht davon ausging, daß das Beste von heute schon morgen nicht mehr ausreicht."

Bei Bauersfeld trainierte, bevor eine erdrückende Übermacht des weiblichen Geschlechts das Regiment übernahm, auch ein Kugelstoßer. Er wurde nicht bekannt als Eroberer von Weltbestenlisten und Siegerpodesten. Doch seine besonderen Stärken erkennend, machte ihn der Trainer zu seinem Assistenten. In dieser neuen Aufgabe gewachsen und flügge geworden, zog der junge Mann namens Karl Hellmann aus und begab sich in Jena auf Bauersfelds Spuren. Er führte Ruth Fuchs zu zwei Olympiasiegen, zwei Europameistertiteln, einem halben Dutzend Weltrekorden. Und als die als beste Speerwerferin aller Zeiten apostrophierte „Füchsin" abtrat, nahmen zwei andere Hellmann-Schützlinge ihre Stelle ein: Petra Felke, die weltbeste Speerwerferin dieses Jahres, und Antje Zöllkau-Kempe, die im gleichen Metier mit Petra um das Prädikat der Besten kämpft. „Wir haben", meint Prof. Dr. Karl-Heinz Bauersfeld angesichts solcher unverzichtbarer Entwicklungen, „nie etwas dem Zufall überlassen."

Wer soviel Erfolg gehabt und um sich herum soviel DDR-Erfolge gesehen und erlebt hat wie Karl-Heinz Bauersfeld, für ihn ist es schwer, sich an irgendeine sportliche Sternstunde zu erinnern statt an viele – denn es gab sie ja in Hülle und Fülle. Was soll einer sagen, der mehr als dreieinhalb Jahrzehnte „mittendrin" stand! Der sich mit den Athleten freute und mit ihnen auch litt! Der große Augenblicke erlebt hat und auch Niederlagen, die zum Sport genauso gehören wie die Siege! „In meinen Trainerjahren wie auch noch heute hat der Sportler als Persönlichkeit stets eine entscheidende Rolle gespielt. Schließlich haben wir es doch immer mit M e n s c h e n zu tun. So bewegte mich stets in starkem Maße die Frage nach der Fähigkeit des Athleten, unten im Stadioninnern, zu einer Zeit, da es um alles geht, mit sich selbst fertigzuwerden. Und da saß ich oft irgendwo auf der Tribüne und habe gelitten. So wie 1960 in Rom, als Johanna Lüttge unentwegt hin und her lief und so tat, als wolle sie statt des Kugelstoßens den 100-m-Lauf gewinnen. Bleib doch endlich mal stehen! rief ich, wohl wissend, daß sie mich gar nicht hörte. Plötzlich stellte sich ein glücklicher Zufall ein: Siegerehrung über 5000 Meter, Hans Grodotzki als Silbermedaillengewinner dabei! Hannchen blieb stehen und schaute dem Zeremoniell zu. Endlich! Mir fiel ein Stein vom Herzen – aber wer will heute sagen, ob genau das der Grund war, weshalb auch sie Stunden später aufs Siegerpodest stieg…"

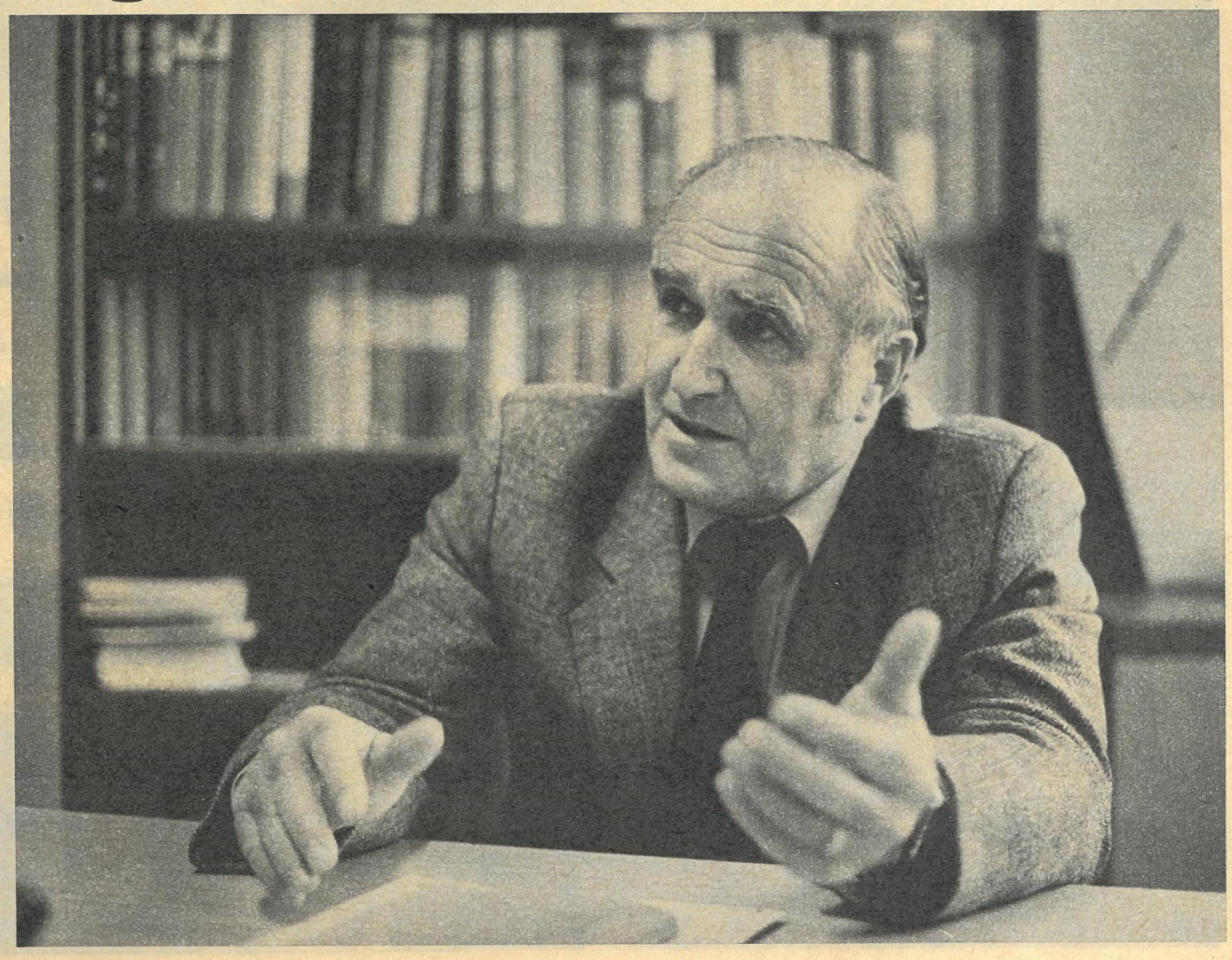
Mit Menschen zu tun haben, sie führen und sich ihnen zur Seite stellen. Siebzehn Jahre lang war der Wissenschaftler und Forscher Bauersfeld als Trainer von Erfolgreichen eine Art „Vater der Erfolge". Doch mit solchem Lorbeer hat er sich nie behangen, sondern immer nach dem Prinzip gelebt, das ein Spruch über der Eingangspforte zur DHfK jedem, der mit Sport zu tun hatte, immer wieder neu ins Gedächtnis rief: KEINER SIEGT OHNE DEN ANDEREN!

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Karl-Heinz Friedrich 2, ADN-ZB/Thieme

Auskünfte über ein Stück Sportgeschichte der DDR

An der Wiege der Rekorde



Der Westberliner „Tagesspiegel“ ein Tag nach der Gründung der DDR: „Die Agonie der Zone hat begonnen. Bald wird der Tod eintreten.“ Erst totsagen, dann totschlagen. Ernst Lemmer (im Foto), langjähriger Minister in Bonn, erklärte öffentlich, das Hauptziel jeder deutschen Politik müsse darin bestehen, so schnell wie möglich die Befreiung Mitteldeutschlands zu erreichen. Von der Wirtschaftsblockade, der organisierten Abwerbung von Spezialisten, haarsträubenden Greuelmärchen bis zur Sabotage und Spionage (im Foto: die 1956 entdeckte Abhörzentrale der Amerikaner in Alt-Glienicke) reichte das Arsenal des kalten Krieges gegen die DDR.

Ein Beitrag von Professor Dr. Franz Knipping

Der erste sozialistische Staat der Arbeiter und Bauern auf deutschem Boden war eben geboren, da prophezeiten westliche Gazetten schon sein bevorstehendes Ende. Die Dortmunder „Ruhr-Nachrichten“ vom 10. Oktober 1949 verhießen: „Diese sogenannte DDR, deren wirtschaftliche Existenz nur auf Ruinenfledderei beruht, wird das Jahr 1950 kaum er-, geschweige denn überleben.“ Es war eine der ersten Totsagungen.

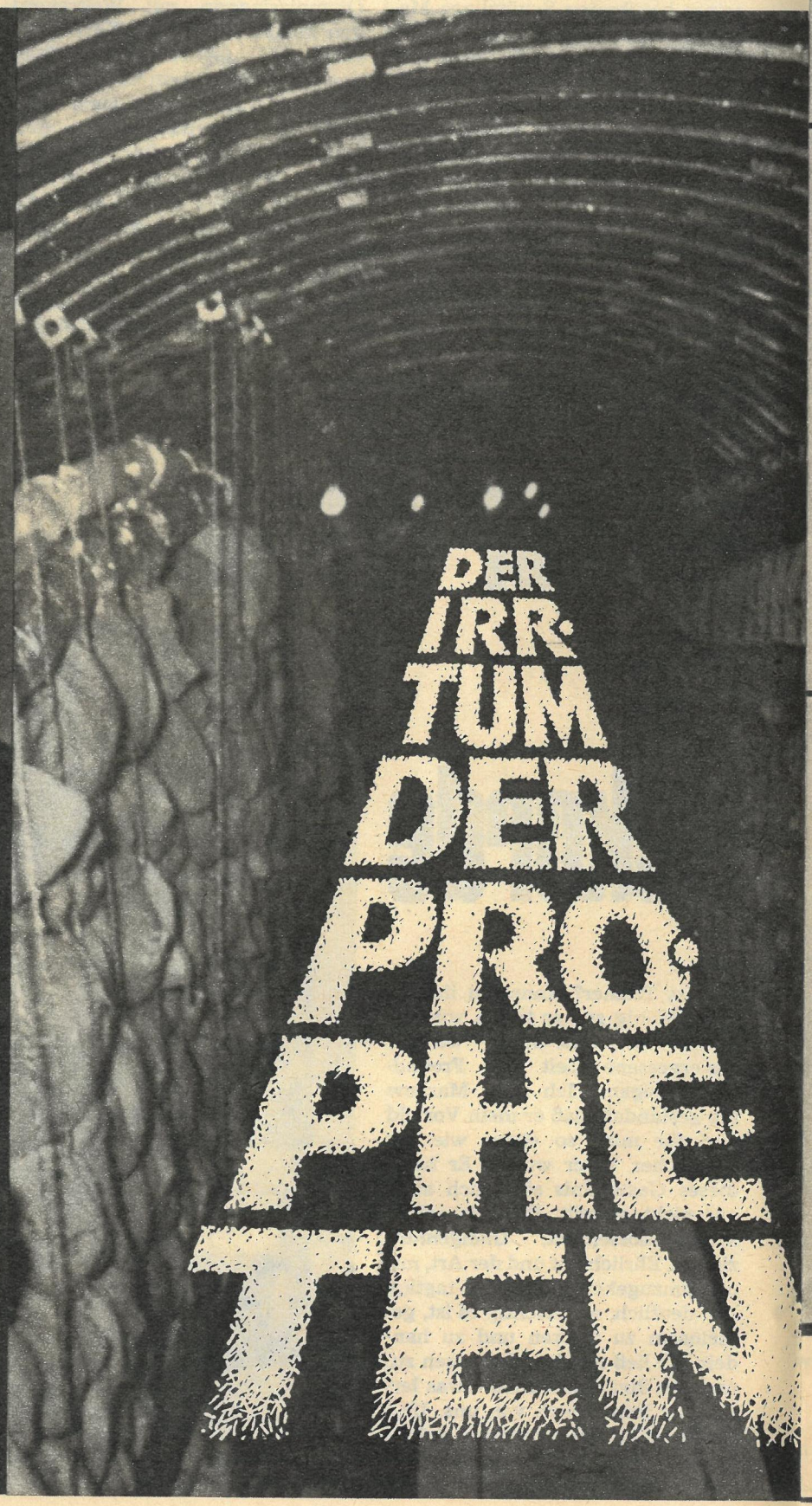
Katzen auf nebligen Straßen

1955 vermeldete die in Westberlin erscheinende „Morgenpost“, daß die DDR „für keine vierzehn Tage Nahrung in ihren Staatsreserven aufbewahrt und daß eine neue Erntekatastrophe auch die politische Katastrophe nach sich ziehen müßte, wenn bis dahin kein Wunder geschieht“.

1956 erhielt die DDR durch ein Wirtschaftsabkommen mit der Sowjetunion, so die Hamburger „Zeit“, eine „Kräftigungsspritze, die einem todkranken Patienten in der Hoffnung gegeben wird, ihn noch einmal vor der endgültigen Krise zu bewahren“. „Die Zonenwirtschaft befindet sich in einer permanenten Krise“, unkte 1958 dieselbe Zeitung.

1961 drohte, diesmal laut „Christ und Welt“, „ein weiteres Katastrophenjahr“.

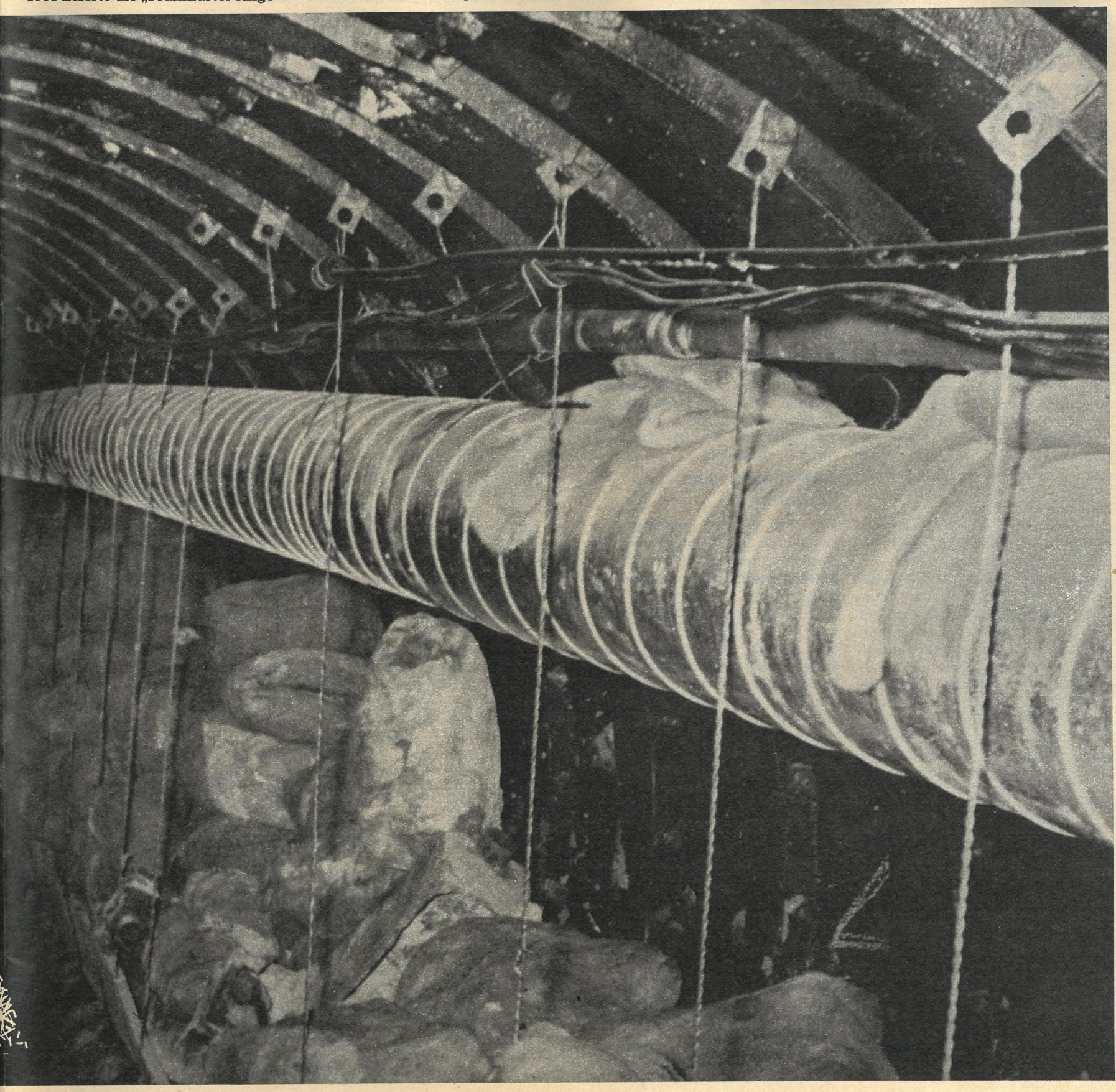
1969 verkündete der „DDRologe“



Professor Ludz: „Dem zunächst zu erwartenden Aufschwung wird von Mitte der siebziger Jahre an eine Stagnation folgen."
1976 ermittelte sein Kollege Professor Engels: „In Wirklichkeit ist derzeit die sozialistische Wirtschaft in einer viel größeren Krise als die unsere."
1978 entdeckte der Sender SFB, daß „Honeckers ehrgeiziges Programm des Wohlstands am mangelnden Leistungsvermögen der DDR-Wirtschaft zu scheitern droht".
1979 fand der „Spiegel" heraus: „Ausgerechnet im Jubiläumsjahr steuert die DDR in die schärfste Krise ihrer Entwicklung." Und 1981 lieferte die „Frankfurter Allgemeine" ein Stichwort, dazu angetan, alle künftigen Entwicklungen abzufangen: „Mit geschönten Zahlen färbt die DDR ihre wirtschaftliche Bilanz positiv."
Das Strickmuster für solche Lagebeurteilungen und Prognosen ist simpel: Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Die Realität eines modernen sozialistischen Industriestaates mit leistungsfähiger Landwirtschaft, hochentwickeltem Bildungswesen und bedeutendem wissenschaftlichem Potential wurde im Zerrspiegel diverser Medien zu einem ständigen Wandeln am Rande des Zusammenbruchs.
Folgerichtig boten sich dann auch die Zustände in diesem krisengeschüttelten Land den geübten Augen freiheitlich-westlicher Reporter dunkel, abstoßend und grau dar. Oft genug sah man das schon den Menschen auf der Straße an.
„Die meisten Ostberliner Mädchen sind flachbusig und könnten einen Büstenhalter ganz gut vertragen. Aber die Roten sagen wieder nein, nicht einmal Pullover sind gestattet", erkundete 1954 ein Beobachter von „Stars and Stripes", dem Blatt der US-Army.
„Viele Menschen scheinen unter einer unsichtbaren Last zu gehen. Sie tragen nichts, aber sie tragen schwer", entdeckte 1956 ein „Welt"-Mitarbeiter.
„Ich kam an Halle vorbei, durch Dessau, Roßlau, Zerbst und Leitkau und Gommern, und überall war die DDR dunkel und neblig und unheimlich. Die Katzen jagten sich auf den Straßen", faßte 1968 ein „Spiegel"-Redakteur seine Reiseeindrücke zusammen.
Kein Wunder darum, daß sich für die Träger von Graubrillen die Geschichte der DDR als – wie Axel Cäsar Springers „Welt" vor einem Jahrfünft bilanzierte – „dreißig düstere Jahre" darstellen mußte.

RIAS und der Tag X

Aus den 30 sind mittlerweile 35 geworden. Die Größe des Vollbrachten würdigen oder bezeugen Freunde, Sympathisanten und vorurteilsfreie Realisten in aller Welt. Doch daß es „düstere Jahre" für unbelehrbare Feinde des Sozialis-



Der Irrtum der Propheten

mus waren, daran besteht kein Zweifel. Dies um so mehr, als sie die DDR vom ersten Tage ihrer Existenz keineswegs nur schmähten, verleumdeten, totsagten. Sie ließen überdies nichts, aber auch gar nichts unversucht, diese DDR totzuschlagen. Von Anfang an bestand ihr unverrückbares Ziel darin, die Ergebnisse des Sieges der Sowjetunion über den Hitlerfaschismus und der Nachkriegsentwicklung zu ihren Gunsten umzukehren. Es habe darum „jede deutsche Regierung im Westen die Pflicht, alles zu tun, um die kommunistischen Usurpatoren zu stürzen", folgerte die „Zeit", stellvertretend für viele, aus dem Geschehen des 7. Oktober 1949.

Die imperialistische Reaktion verhängte gegen die DDR eine politische und diplomatische Blockade. Sie suchte den jungen Staat durch Wirtschaftsembargo und Währungsmanipulationen, organisierte Abwerbung von Spezialisten und Wissenschaftlern, Spionage, Sabotage und andere Methoden psychologischer Kriegführung zu erpressen und zu ruinieren, den Sozialismus „zurückzurollen". Sie setzte auf konterrevolutionäre Anschläge, auf militärische Intervention und auf ideologische Diversion... Eine Schlüsselrolle in diesem „Krieg der Worte" spielten grenzüberschreitende Massenmedien, die sich nicht einmal einer anderen Sprache zu bedienen brauchten.

Die Sendungen des RIAS, des ersten außerhalb der USA stationierten Diversionssenders, sollten das herbeiführen helfen, was die Vordenker des Revanchismus als oberstes Ziel ausposaunten. Es ging um „die Befreiung, Wiedergewinnung der unerlösten Gebiete", der „unerlösten Reichsteile unter der Herrschaft der Sowjetunion", wie Robert Ingrim, Starpublizist der Adenauer-CDU, im Spätherbst 1952 formulierte. Wie das zu geschehen habe, präzisierte der gleiche Autor in der „Kölnischen Rundschau" vom 10. Juli 1961. Die „freie Welt", so forderte er, müsse sich instandsetzen, „alle Mittel des kalten Krieges, des Nervenkrieges und des Schießkrieges anzuwenden. Dazu gehören nicht nur herkömmliche Streitkräfte und Rüstungen, sondern auch Unterwühlung, das Anheizen des inneren Widerstandes, die Arbeit im Untergrund, die Zersetzung der Ordnungsgewalt, die Sabotage, die Störung von Verkehr und Wirtschaft, der Ungehorsam, der Aufruhr, die Revolution" – sprich Konterrevolution.

Daß diese Rechnungen nicht aufgingen, am RIAS lag es nicht. Er hatte das Schlimmstmögliche getan. Mittels gezielter Falschmeldungen – im Volksmund bald „RIAS-Enten" geheißen – suchte er das Vertrauen der Werktätigen zur Politik der Partei der Arbeiterklasse zu untergraben, Angst, Verwirrung und Panik zu stiften. Systematisch verbreitete er Gerüchte über bevorstehende Warenverknappungen, Preiserhöhungen, Geldentwertungen. Auf diese Weise sollten massenhafte Angstkäufe oder Abhebungen von den Sparkonten bewirkt, Versorgungs- und Finanzsystem unterminiert werden. Die in der DDR tätigen Agenten westlicher Geheimdienste erhielten derweil über das reguläre Programm verschlüsselte Weisungen und Spionageaufträge – für den von langer Hand vorbereiteten Tag X.

Als es dann soweit war, während des Umsturzversuches vom 17. Juni 1953, agierte der RIAS offen als Leitstelle und Koordinierungszentrum der Konterrevolution. Westliche Beobachter äußerten die Überzeugung, schrieb eine Woche danach die „New York Times", „es wäre niemals zu diesen Unruhen gekommen, hätte es nicht die Rundfunksendungen dieser Station gegeben". Als 1973, anläßlich der 20. Wiederkehr des 17. Juni, das zweite BRD-Fernsehen einen Beitrag unter dem Titel „Volksaufstand – Agentenputsch?" ausstrahlte, bekannte der einstige Programmdirektor Ewing: Die seinerzeit angeblich von DDR-Arbeitern stammenden Aktionslosungen und Streikparolen waren durchweg im RIAS-Gebäude in der Kufsteiner Straße entstanden.

Das Tanzhaus im Erzgebirge

Der Tag X war mißlungen, so zeigte man die „Opfer" vor, zum Beispiel einen 52jährigen Berliner Maschinenschlosser namens Jädicke. Der „Tagesspiegel" vom 17. Oktober 1953: „Jädickes Bericht und sein körperlicher Zustand sind ein menschliche Phantasie übersteigender Beweis der grausamen Praktiken des SSD."

Fürwahr, der den Kameras vorgezeigte Körper war mit häßlichen Wunden und Ausschlag förmlich überzogen. Nur rührten diese nicht von „Folterungen mit Säure" her, sondern von einer Krankheit – entzündlichen Hautveränderungen. Das stellte sich zwei Tage später heraus. Für 48 Stunden zum Märtyrer hochgejubelt, zum „Kronzeugen für die Unmenschlichkeit des kommunistischen Systems", ließen die Initiatoren der Show ihren umhätschelten Schlagzeilenlieferanten rasch verschwinden. „Daß es sich bei Jädicke um einen Schwindler handelt, aber ist zweifelsfrei", gestand kleinlaut und kleingedruckt am 20. Oktober 1953 auch der „Tagesspiegel" ein.

Ungleich länger erfreute sich hingegen ein Mann namens Heinz Stephan einflußreicher Gönner. 1930 in die Nazipartei eingetreten und zum SS-Obersturmführer avanciert, tauchte er 1948 als politischer Flüchtling in Westberlin auf. Versehen mit einer Schreibmaschine und blühender Phantasie, erfand und verkaufte er „Exklusiv"-Informationen über die DDR. In seiner Fälscherwerkstatt entstanden – von Medien und Politikern zur Hetze gegen die Arbeiter-und-Bauern-Macht hemmungslos genutzt – eine „Totenliste" des 17. Juni 1953, in die Hunderttausende gehende Zahlen über politische Gefangene in der DDR, und jene gefälschten Quittungen, aus denen Adenauer 1953 seinen großen Bundestagswahlschlager zimmerte: Daß zwei SPD-Funktionäre „von der DDR mit zehntausend Mark bestochen" worden seien.

Von Stephan stammte auch eine Story, die im Spätherbst 1953 durch den westlichen Blätterwald die Runde machte. Thema war eine eigenartige Tanz- und Gymnastikschule im Erzgebirge, eine „Ausbildungsstätte für weibliche Spione". Mit intimen Details wurde geschildert, wie die Auserkorenen zum Einsatz auf westalliierte Militärs, bundesdeutsche Spitzenpolitiker und Wissenschaftler Schönheitstänze, Entkleidungsszenen und Beischlafdiebstähle einstudierten. Selbstredend sprachen die Tanzmeisterinnen und der politische Kommissar des Unternehmens „mit leicht slawischem Akzent".

Daß Stephans Karriere in einer Westberliner Gefängniszelle endete, hatte nichts mit seinen Schwindeleien über die DDR zu tun. Statt sich darauf zu beschränken, fertigte und verbreitete er in blindem Übereifer lange Listen von Politikern und hohen Beamten, die er als „kommunistische Unterwanderer" des Bonner Staates bezichtigte. Darob hagelte es serienweise Strafanträge, und ein Prozeß ließ sich nicht vermeiden. Als während der Verhandlungen, im Oktober/November 1957, der Richter einen Zeugen befragte, weshalb er Stephans Phantasieprodukte bereitwillig abgekauft und publiziert habe, erhielt er die bezeichnende Antwort: „Vielleicht liegt es an unserem Beruf, daß wir eine Schwäche für Märchen haben."

Bei dem Zeugen handelte es sich um den Hauptverantwortlichen in Springers „Welt" für die Berichterstattung über die DDR. Doch die ihm eigene Vorliebe für grobe antikommunistische Märchen war durchaus typisch für das Gesamtbild, das westliche Massenmedien während der fünfziger und bis weit in die sechziger Jahre hinein von der DDR zeichneten. Es gründete sich, wie die Sozialwissenschaftlerin F. Hervé in einer Analyse detailliert nachwies, auf „Abschreckung mit der These der ‚Sowjetisierung', der Bedrohung durch den Bolschewismus". Das vorrangige Anliegen war, „die westdeutsche Bevölkerung für einen ‚befreienden' Kreuzzug gegen die DDR zu mobilisieren und auf die DDR-Bürger selbst einzuwirken und sie gegen ihren Staat aufzuhetzen".

Bocksprünge der Anpasser

„Wir hatten geglaubt, Geduld haben zu müssen und zu dürfen, denn die Zeit arbeitet für uns. Die Zeit hat gegen uns gearbeitet", stellte Paul Sethe, ein großbürgerlicher Publizist mit Realitätssinn, bereits im August 1956 resigniert fest. Bei anderen dauerte es länger, bevor vergleichbare Einsichten dämmerten. So rang sich das Gros westlicher Medien erst Anfang der siebziger Jahre dazu durch, die korrekte Staatsbezeichnung DDR zu verwenden. In Rechnung zu stellen hatten die Redaktionen schließlich den Fakt, daß die Bonner Regierung am 21. Dezember 1972 mit der Unterzeichnung des Grundlagenvertrages über die beiderseitigen Beziehungen die DDR als souveränen Staat anerkannte, wenn auch mit mehr als zwanzigjähriger Verspätung. „Die Klischees des kalten Krieges verwandeln sich jetzt in neue", urteilte damals, durchaus treffend beobachtet, der Londoner „Guardian".

Die grundlegende Feindschaft zum Sozialismus auf deutschem Boden blieb. Für nicht wenige in dem Sinne, wie die „Frankfurter Allgemeine" es noch am 24. November 1976 ausdrückte, daß nämlich „die Beseitigung der sozialistischen Gesellschaft in der DDR eine aufgeschobene, aber nicht aufgehobene Sache ist". Schon aus Gründen eigener Glaubwürdigkeit und Wirksamkeit mußten sich die Verbreiter des Antikommunismus jedoch den veränderten Realitäten – dem gewandelten internationalen Kräfteverhältnis wie den Ergebnissen sozialistischen Aufbaus in der DDR anpassen. Sie gaben sich „objektiver", verfeinerten und variierten ihre Methoden, vollzogen Frontbegradigungen, Stellungswechsel und vollführten mannigfache geistige Bocksprünge. Starb in den fünfziger Jahren die DDR beinahe täglich den „Hungertod", so hieß es ein Jahrzehnt später: Auch hoher Butterverbrauch in der DDR macht nicht ungeschehen, daß diesem System die Freiheit fehlt.

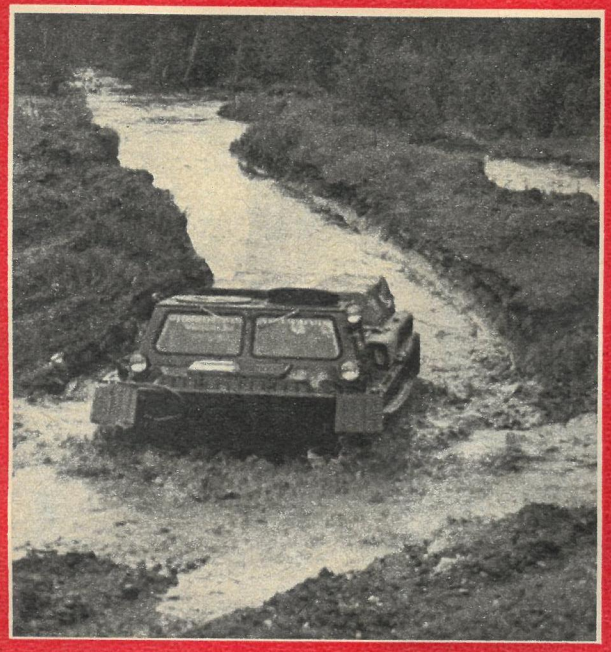
Alte Hoffnungen und großdeutsche Träume

Den Langzeitauftrag der westdeutschen elektronischen Medien hatte die offiziöse Zeitschrift „Außenpolitik" bereits 1962 programmatisch mit den Worten verdeutlicht: „Unser Gedankengut ist in das öffentliche Leben der kommunistischen Staaten mit allen Mitteln der modernen Propaganda auf psychologisch geschickte Weise einzuschleusen. Unter Ausnutzung nationaler Verschiedenheiten, religiöser Überlieferungen, auch menschlicher Schwächen wie der Neugier, der weiblichen Eitelkeit, der Sehn-

sucht nach Vergnügen ist die Indifferenz zu den Zielen der kommunistischen Führung zu fördern…“
Die Einmischer beließen es nicht bei tagesüblichen tendenziösen Meldungen, bei dem Ragout von Wahrheit, Halbwahrheit und Lüge, bei Gerüchten, Spekulationen und einzelnen gezielten Schüssen, die bestimmte Schichten aufschrecken sollten. Wann immer sie einen Anlaß brauchten, die DDR zu diskreditieren oder von eigenen Gebrechen abzulenken, garantiert wurde er gefunden.
Zum Jahreswechsel 1977/78 lancierten sie ein „Manifest der DDR-Opposition“, vorgeblich verfaßt von einer Gruppe „mittlerer und höherer SED-Funktionäre“ – eine, wie sich rasch herausstellte, aus allzu durchsichtigen Zwecken fabrizierte Fälschung. Sie hätte von Heinz Stephan stammen können.
1982, im Vorfeld der Stationierung US-amerikanischer Erstschlagsraketen in Westeuropa, entdeckten Westmedien urplötzlich eine „Militarisierung des gesellschaftlichen Lebens in der DDR“. Abgelenkt werden sollte damit von der Tatsache, daß nach den USA die BRD zur stärksten Militärmacht in der NATO geworden ist.
Der militant-aggressive Antikommunismus, wie er zu Zeiten des kalten Krieges gang und gäbe war, ist keineswegs passé. Er wird bei Bedarf immer wieder aus der Mottenkiste hervorgeholt. Offensichtlich betrachten seine Verfechter die gegenwärtigen weltpolitischen Spannungen, verursacht durch die Konfrontations-, Hochrüstungs- und Raketenstationierungspolitik der USA-Administration, als Aufwind für eine Wiederbelebung alter Hoffnungen und revanchistischer großdeutscher Träume.
Mehr gelogen oder auch weniger, plumpe Hiebe oder feine Stiche, die erfolgreiche Entwicklung der DDR als sozialistischer Staat der Arbeiter und Bauern im festen Bündnis mit der Sowjetunion und fest verankert in der Gemeinschaft der sozialistischen Staaten – sie vermochte der Antikommunismus nicht aufzuhalten, in welchem Gewande und mit welchen Waffen er auch auftrat. Allen Widerständen und Winkelzügen ihrer Widersacher zum Trotz ist die DDR unter weltoffenen Bedingungen zu einem Eckpfeiler des Friedens und des Sozialismus in Europa geworden.
Über diejenigen, die der Arbeiter-und-Bauern-Macht auf deutschem Boden bereits an der Wiege das bevorstehende Ende voraussagten, ist die Zeit längst hinweggegangen.

Fotos: Zentralbild, Archiv

Das Ende imperialistischer Umsturzpläne: Der ehemalige Hohe Kommissar der amerikanischen Regierung, McCloy, an der Staatsgrenze der DDR in Westberlin nach dem 13. August 1961.



Tundrawege

Die wesentlichen Vorräte der UdSSR an Rohstoffen sind im sibirischen hohen Norden konzentriert. Ihre intensive Nutzung wird durch ein gewichtiges Problem erschwert: das des Transports. Unter den sehr instabilen meteorologischen Bedingungen mit Stürmen, Nebel und wolkenbruchartigen Niederschlägen können Flugzeuge an achtzig von hundert Tagen im Jahr nicht starten. Straßen gibt es nur wenige, und es ist außerordentlich teuer, ein effektives Netz zu bauen. Dazu kommt, daß bei minus 50 Grad Autoreifen platzen, Stahlteile brüchig wie Glas werden, Motorenöl hart wie Stein... Deshalb wird an Lösungen gearbeitet, die diesen Gebieten und jedem konkreten Transportproblem speziell gerecht werden. Sie reichen von einfachen Lastwagen, die für nordische Bedingungen ausgerüstet sind, über lenkbare Ballons bis zu Luftkissenfahrzeugen. Neben den Automobilwerken in Tschita, Krementschug und Minsk liefern Betriebe im Ural Spezialfahrzeuge für die Tundra (Fotos), die imstande sind, sowohl Schneefelder als auch Sümpfe zu überwinden. Sie ruhen auf großen Rädern, die auf Raupen montiert sind; dadurch wird der Druck auf den Boden verringert und ein Einsinken auf weichem Untergrund vermindert. Aus Ufa kommen Luftkissenfahrzeuge, die 20 Passagiere oder drei Tonnen Fracht unter allen meteorologischen Bedingungen transportieren können.

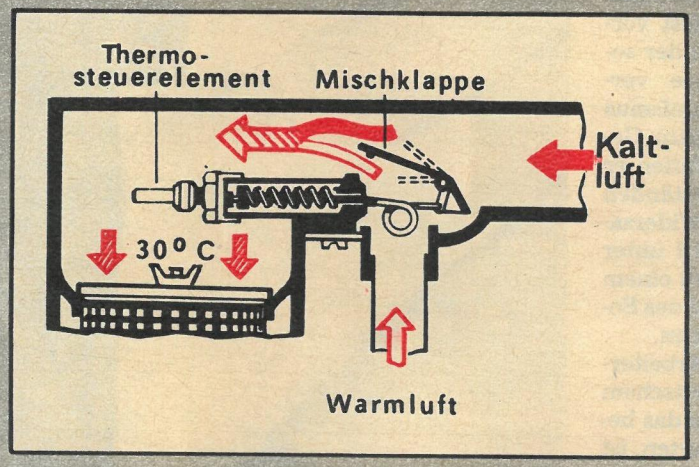
LADA-Tips

RADSCHRAUBEN

Beim Radwechsel ist darauf zu achten, daß die Radschrauben nicht übermäßig fest angezogen werden. Das Herstellerwerk schreibt dafür ein Anzugsmoment von 70 Nm (7 kpm) vor. Wird dieses wesentlich überschritten, weiten sich bei jedem Wechsel die konischen Bohrungen im Scheibenrad aus. Die Radschrauben werden damit immer weiter hineingedreht, bis sie zu tief in den Radkörper hineinragen und schließlich am Spreizsteg der Hinterradbremse schleifen. Sie sind deshalb nur mit dem serienmäßigen Radschraubenschlüssel aus dem Bordwerkzeug anzuziehen, ohne jegliche Hebelarmverlängerung. Als ungeeignet sind auch die sogenannten Radkreuze zu betrachten, da mit diesen sehr leicht höhere Anzugsmomente aufgebracht werden. Zeigen einmal schleifende und kratzende Geräusche aus der Hinterradbremse den genannten Schaden an, dann sind die Radbolzen um 1 bis 2 mm zu kürzen (auf der Gewindeseite abfeilen).

REIFENINNENDRUCK

Ein nur um 20 kPa (0,2 kp/cm²) geringerer Druck als vorgeschrieben erhöht den Verschleiß eines durchschnittlichen PKW-Reifens um knapp 10 Prozent. Wird der Druck aber um 20 kPa erhöht, wie z. B. für Autobahnfahrten empfohlen, dann hat man davon fast nur Vorteile: Der PKW lenkt sich leichter und genauer; Rollwiderstand, Kraftstoffverbrauch und Profilverschleiß sinken; der Fahrkomfort leidet nicht darunter.



Temperaturregelung

Die 1984er Škoda-Modelle besitzen eine selbsttätige Regelung der Ansaugtemperatur, eine vorteilhafte technische Neuerung. Fahrzeuge mit Ottomotoren reagieren auf das Absinken der Ansaugluftemperatur unter 10° Celsius mit ungünstigeren Motorlaufeigenschaften, einer längeren Warmfahrperiode und der Neigung zum Vergaservereisen. Die Ansauganlage ist deshalb zu Beginn der kalten Jahreszeit auf „Winterbetrieb" umzustellen. Diese Lösung ist zwar billig, hat aber einige Nachteile. Je wärmer der Motor wird, um so geringer muß der Grad der Vorwärmung der Ansaugluft sein. Der neue Temperatur-Regler hält die Ansaugluft auf konstant 30 °C. Nachlässigkeiten des Autofahrers bei der Umstellung der Luftfilteranlage auf „Winterbetrieb" und zurück auf „Sommerbetrieb" werden damit vermieden. Der Temperaturregler wirkt sich auch positiv auf die Motorlaufeigenschaften, die Betriebswirtschaftlichkeit und die Verminderung des Schadstoffausstoßes aus. Das Funktionsprinzip (siehe Skizze): Ein Thermosteuerelement mißt vor dem Filter die Lufttemperatur und regelt die Mischklappe, die den erforderlichen Warm- und Kaltluftanteil steuert. Bei Motorlaufstörungen muß nun neben dem Luftfilter auch die Temperatursteuerung mit überprüft werden.

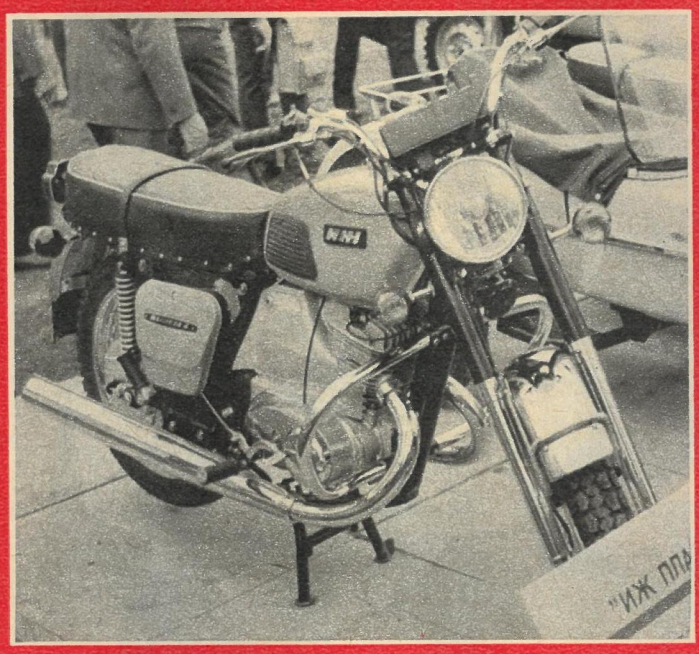
PS-Nachrichten

Motortest

VERLÄNGERUNG – Das Ministerium für Allgemeinen Maschinen-, Landmaschinen- und Fahrzeugbau der DDR teilte mit, daß die erste turnusmäßige Überprüfung und Einstellung von Vergasern, Zünd- und Einspritzanlagen für alle PKW, die bisher dieser Prüfung nicht unterzogen wurden, bis zum 30. April 1985 zu erfolgen hat.

LADA-Diesel

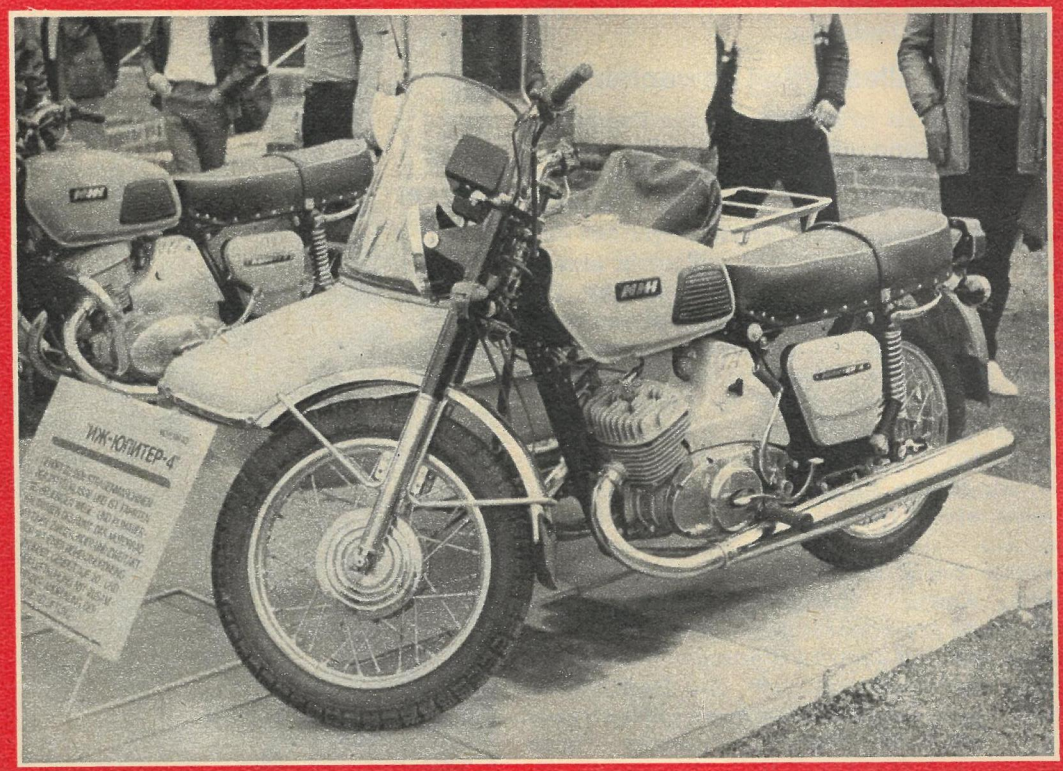
Aus dem Motor des LADA 1500 (WAS 2103) entwickelte das Moskauer Forschungsinstitut NAMI einen Dieselmotor mit der Typenbezeichnung WAS 341. Der Motor mit 1451 cm³ Hubraum arbeitet nach dem Vorkammerverfahren und erreicht maximal 36 kW (49 PS) bei 4800 U/min. Über Zahnriemen werden nicht nur die Nockenwelle, sondern auch die Pumpen für Kraftstoff-Einspritzung, Kühlwasser und Motorenöl angetrieben.
Dem Verlust an Höchstleistung von etwa 27 % stehen Verbrauchseinsparungen von 15 bis 30 % gegenüber. Das Motorenbaumuster WAS 341 ist das Ausgangsmodell einer ganzen Dieselmotoren-Baureihe, die auch leistungsgesteigerte Varianten mit Abgasturbolader enthalten soll.



Jupiter und Planeta

Mehr als 1,5 Millionen Motorräder und Kleinkrafträder werden jährlich in der UdSSR produziert. Das Fertigungsprogramm der verschiedenen Zweiradhersteller umfaßt mehr als 15 Baumuster und zwar vom 50 cm³-Kleinkraftrad bis zum schweren Brocken mit 650 cm³ Hubraum. Letztere gibt es unter der Typenbezeichnung „Ural" und „Dnepr", sie besitzen ausnahmslos Zweizylinder-Viertakt-Boxermotoren. Deren bei 650 cm³ Hubraum bescheiden anmutende Leistung von 25,8 bis 26,5 kW (35 bis 36 PS) zeigt, daß bei diesen meist im Gespann gefahrenen Maschinen mehr Wert auf Robustheit, Zuverlässigkeit und eine hohe Durchzugskraft über einen breiten Drehzahlbereich gelegt wird.
Die Krafträder von 50 cm³ bis 350 cm³ Hubraum sind mit Einzylinder-Zweitaktmotoren ausgerüstet, wobei es bei den 350ern auch Zweizylindermotoren gibt. Diese Maschinen sind zum Teil bereits mit 12-V-Anlage und elektronischer Zündung ausgerüstet, und meist wird jeder Typ in einer Touren- und einer leistungsstärkeren Sportvariante angeboten.
Zwei Modelle der 350er Klasse waren auf der diesjährigen Leipziger Herbstmesse zu sehen, die „Ish-Jupiter-4" (Foto unten) und die „Ish-Planeta-4" (Foto links). Erstere besitzt einen Zweizylinder-Zweitaktmotor von 347 cm³ Hubraum, der eine Höchstleistung von 20,6 kW (28 PS) bei 6200 U/min abgibt, sowie ein 12-V-Bordnetz. Der 349-cm³-Einzylinder-Zweitaktmotor der „Ish-Planeta-4" leistet bei 6700 U/min sogar 22 kW (30 PS). Damit lassen sich Spitzengeschwindigkeiten von 130 bis 140 km/h erreichen (solo).
Beide Modelle kommen aus dem Ishewsker Motorradwerk (Ural), das eine Jahreskapazität von 250 000 Einheiten hat. Hier befindet sich zur Zeit auch eine 500 cm³-Maschine in der Entwicklung, deren Motor eine Höchstleistung von 26,5 kW (36 PS) erreichen soll.

Fotos: APN, Lothar Liebmann, Siegfried H. Karbaum, Siegfried Steinach; Zeichnung: Jochen Arfert; Redaktion: Norbert Kaiser



Was kosten Verkehrsunfälle?

In jeder Viertelstunde wird auf den Straßen der DDR ein Verkehrsteilnehmer verletzt. Etwa 15 000 Arbeitskräfte fallen jährlich durch Unfälle aus; 400 Millionen Mark an Nationaleinkommen können nicht produziert werden. Zur Behandlung und Betreuung von Unfallverletzten werden pro Jahr aufgewendet:

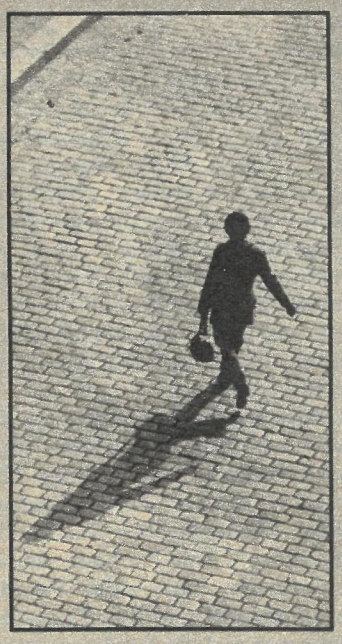
125 Millionen Mark an Krankengeld
88 Millionen Mark für Invalidenrente
100 Millionen Mark für stationären Aufenthalt
15 Millionen Mark für ambulante Versorgung

Für Unfallverletzte werden täglich rund 2400 Krankenhausbetten benötigt; das sind etwa zwei Prozent der gesamten Bettenkapazität und knapp zehn Prozent der Kapazität der Fachabteilungen Chirurgie und Intensivtherapie.
Übrigens: Ein Tag Intensivtherapie kostet bis zu 500 Mark. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in Krankenhäusern liegt für Unfallverletzte bei 17 Tagen.

Tarpan-Kombi

Langzeitkorrosionsschutz bedeutet Materialersparnis. FSR Poznań, Hersteller der Tarpan-Eintonner und des sechssitzigen „Rollwand-Kombi" (Foto u.), verwendet seit 1984 ein Fahrgestell mit verzinktem Rahmen.

Die Tarpan Typ 237 werden, außer als Kombi, in den Ausführungen Pick-up, Pritschenwagen und Fahrgestell für Sonderaufbauten hergestellt. Geplante Produktion 1984: 5000 Stück, ab 1986 6000. Für 1987 ist als Extra-Modell eine Allradantrieb-Version vorgesehen.



Vorsicht und gegenseitige Rücksichtnahme sind nicht nur bei Gegenverkehr eine Frage der Disziplin.

Eine Woche Operieren liegt hinter mir, ein Wochenende, wieder habe ich eine Woche Urlaub. Zum Teufel mit dem Urlaub! In der Klinik sind wenig Patienten, es gibt nichts zu operieren, ich muß Kräfte sammeln, um danach zwei Operationen pro Tag machen zu können.

So munter kann ich nach einer Arbeitswoche sein. Lange Zeit war es nicht so. Jeden Tag habe ich drei bis fünf Stunden operiert, dann beim Patienten gesessen, bis der Tubus (Röhre)* entfernt war – manchmal bis fünf oder sieben Uhr abends.

Ich habe ein klinisches Experiment durchgeführt. Erschrecken Sie nicht vor diesem Wort, es war nichts „Experimentelles" dabei. Überhaupt – niemals habe ich es zugelassen, an Menschen zu experimentieren.

Wie gut ist es, nach einer komplizierten Operation nach Hause zu gehen und den Patienten bei vollem Bewußtsein zurückzulassen! Der Tubus ist entfernt, und der Patient atmet aus eigener Kraft. Dieses Gefühl hatte ich schon lange nicht mehr.

In den zwei Wochen zu Hause war ich beim Schreiben meines Buches immer wieder von ein und demselben Gedanken beherrscht: Wir überbehandeln den Patienten.

„Ich werde alles selbst bewachen."

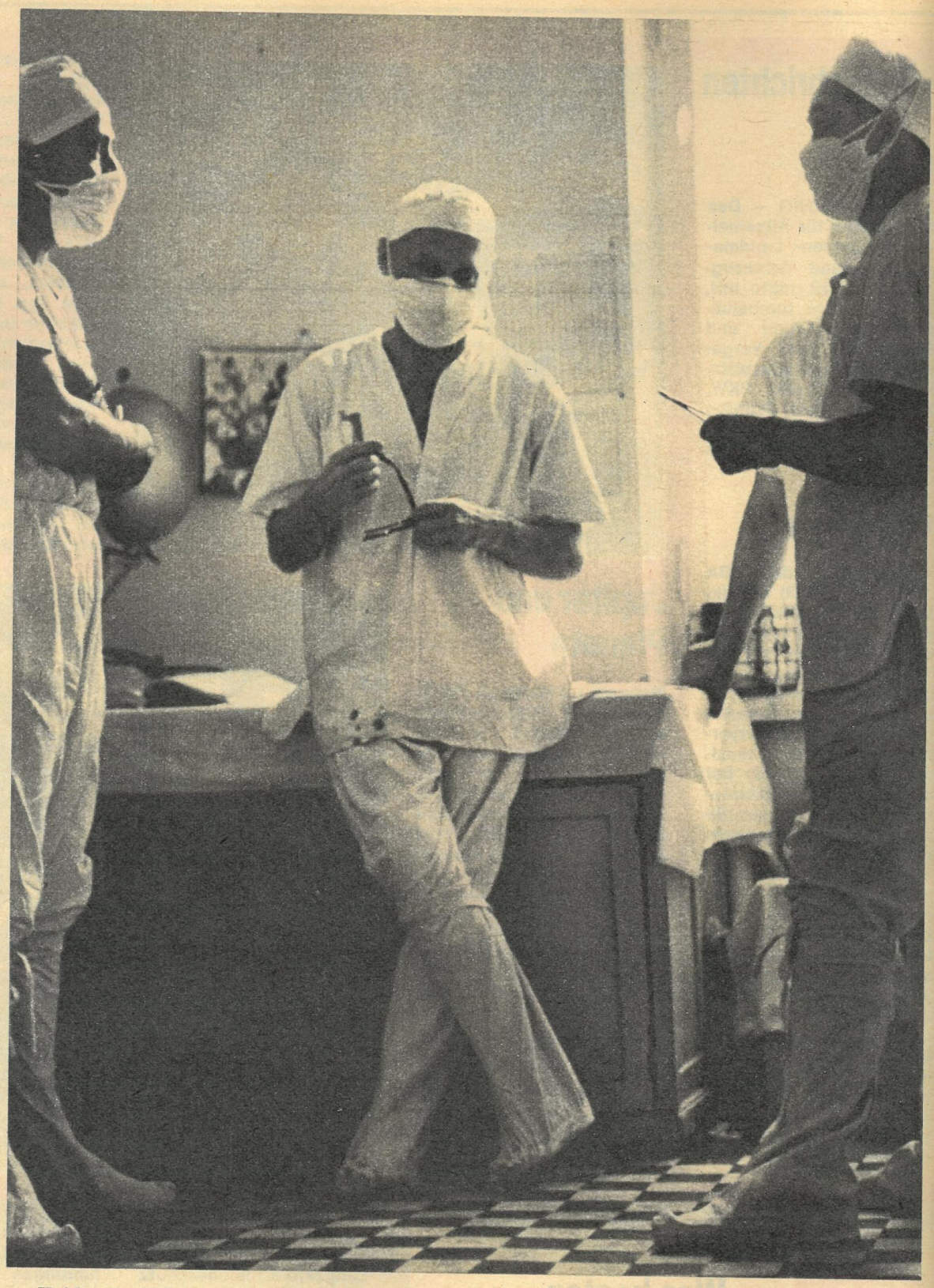
In der Praxis ist es so, daß wir aus Furcht vor dem Streßzustand nicht nur Narkotika, sondern auch andere Mittel geben, die wahlweise das vegetative Nervensystem unterdrücken. Hohe Morphiumdosen hinterlassen für viele Stunden ihre Spur: Der Mensch kann und will nicht atmen. Also muß er an die künstliche Beatmung. Die Tiefe der Atmung wird durch Gasanalysen reguliert. So, als ob wir besser wüßten als der Organismus selbst, wieviel Kohlendioxid und wieviel Sauerstoff er braucht. Dabei hat übrigens jeder Mensch seine individuellen Normen. Hinzu kommt, daß unsere Analysen nicht ideal genau sind, wir führen sie einmal alle sechs bis acht Stunden durch. Die Atmung eines Menschen ist durchaus nicht gleichmäßig, wir atmen periodenweise tiefer, durchlüften die zusammengeklebten Alveolen (Lungenbläschen)*. Theoretisch müßte der Apparat genauso arbeiten.

Falsche Atmung kann zu Störungen der Herztätigkeit, des Gefäßtonus und des Darmtraktes führen. Die sekundären Störungen jedes Organs müßten wir dann ebenfalls behandeln – neue Portionen von Medikamenten – dämpfende, stimulierende... Alle haben Nebenwirkungen. Ergebnis – Versagen der gesamtem Steuerung. So stelle ich mir die Überbehandlung vor.

Selbstverständlich, wenn von der Herz-Lungen-Maschine aus Luft in das Gehirn gedrungen ist, wenn die eigenen Regulatoren befallen sind, dann ist künstliche Beatmung notwendig, und auch das bei weitem nicht immer... Natürlich kann man den Herzmuskel stimulieren, wenn er schlecht kontrahiert... Nur, warum sollte der Herzmuskel schlecht kontrahieren, wenn die Belastung geringer geworden ist? Vielleicht überlasten wir ihn durch unsere Einflußnahmen? Die These, zu der ich gekommen war, ist einfach: weniger behandeln.

Ausführlicher sieht das so aus: Eine einfache und zeitlich begrenzte Narkose. Minimale präoperative Medikation (dämpfende Mittel vor der Narkose)*. Praktisch: Äther, Lachgas, etwas Schlafmittel, Promedol und Relaxantien. Beenden der Operation – mit Lachgas, damit der Patient sofort erwacht. Eine halbe Stunde darauf das Beatmungsgerät und den Tubus entfernen.

Nicht nur auf die Analysen sehen, auch den Patienten betrachten, wie das die alten Ärzte taten, als es noch keine Laboratorien gab. Ein Zuviel



an Kohlendioxid bei unzureichender Atmung ist nicht schlimm, wenn Sauerstoff gegeben wird. Nachts natürlich – schmerzstillende Mittel, in Maßen. Überhaupt – weniger Medikamente.

Das alles erklärte ich am Montagmorgen des 11. August auf dem Morgenrapport vor den Operationen. „Ich werde alles selbst bewachen. Ohne mich – keinerlei Medikamente. Ich bleibe in der Klinik, bis der Tubus aus der Luftröhre entfernt ist."

Sie sahen mich ungläubig an. Wie denn anders – meine Helfer sind schließlich Spezialisten, sie kennen den Weltstand, haben ihre Erfahrungen. „Das Vorangegangene hat nichts gebracht. Die Sterblichkeit ist im Vergleich zum siebziger Jahr auf das Anderthalbfache gestiegen. Also – führen Sie meine Anordnungen aus. Die Verantwortung trage ich."

„Sie sahen mich wie einen Geist an."

Die Operation war kompliziert und die Patientin schwerkrank. Ein mageres Mädchen, zehn Jahre, sechsundzwanzig Kilogramm. Auf der „Elema" (hier werden Herzkatheder und Röntgenkontrastaufnahmen gemacht) hatte man Insuffizienz (Schwäche)* der Aortenklappe diagnostiziert, bei der Operation stellte sich außerdem ein Defekt der Herzkammerscheidewand heraus. Dieser Herzfehler lieferte uns vierzig Prozent der Sterblichkeit. Ich setzte eine künstliche Klappe ein und nähte die Herzscheidewand zu. Neunzig Minuten Perfusion (hier künstlicher Blutkreislauf)*. Alles lief ruhig ab, die Aorta war weit genug, daß ich bequem arbeiten konnte. Während der Operation lauschte ich dauernd auf die Worte der Anästhesisten, damit sie mir nicht zuviel Medikamente gaben. Ich fing das Wort „Fentanyl" auf, protestierte, sie rechtfertigten sich.

Das Mädchen erwachte noch auf dem Tisch. Eine Stunde darauf betrat ich den Aufwachraum und begann meine Leute zu bearbeiten. Zunächst, daß sie auf selbständige Atmung umstellten, dann, daß sie den Tubus entfernten. Ich blieb eine halbe Stunde, bis ich mich überzeugt hatte, daß die Patientin vollkommen in Ordnung war.

Sie sahen mich wie einen Geist an. So mühevoll

*Erklärung der Redaktion

Zweifel beim Rapport

Herzchirurgen arbeiten an der Grenze zwischen Leben und Tod. Jeder Eingriff erfordert von ihnen ein Höchstmaß an Wissen, Erfahrung, geistiger Konzentration und physischer Stärke. Was einen Chirurgen bewegt, vertraute der bekannte sowjetische Arzt Nikolai Amossow (Fotos) seinem Tagebuch an, das FREIE WELT erstmalig in Deutsch veröffentlicht.

war unser Weg bis zur künstlichen Beatmung gewesen und nun... Frevel! Verrat am Allerheiligsten! Nach unseren bisher gültigen Standards hätte sie erst am Morgen, vor der Ablösung, selbständig atmen dürfen, und zum Mittag hätte der Tubus entfernt werden müssen. Meine Leute zweifelten, und das sehr.

Überzeugen hat keinen Zweck. Die Traditionen sind zu stark. Bleibt nur das Befehlen. „Wird der Zustand schlechter – intubieren! Seid nicht voreilig! Zuerst – mich anrufen!"

Am Ausgang zur Straße erwartete mich die Mutter der Patientin. Das gewohnte Bild: zusammengepreßte Hände, die Augen voller Furcht und Hoffnung. Heute war mir leicht ums Herz.

„Alles ist normal. Sie ist erwacht, der Tubus wurde entfernt. Bis jetzt geht es ihr gut, es können jedoch noch Komplikationen eintreten." Das sage ich zu allen, da es der bitteren Wahrheit entspricht. Wir können keine Garantie geben.

Gewöhnlich laufe ich nach komplizierten Operationen vom Institut zum Trolleybus. Erstens geht es bergab, und gegen Abend sind nicht viel Leute auf der Straße. Neugierige Blicke nehme ich nicht zur Kenntnis, in Kiew kennen mich viele – durch die Vorlesungen, das Fernsehen, den Film. Achtundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit.

Als ich zu Hause ankam, schlug es bereits acht. Nach dem Essen legte ich mich hin, schlief aber nicht ein, war unruhig, daß sie doch intubieren würden. Beim üblichen Rapport um zehn Uhr abends erfuhr ich, daß es dem Mädchen gut ging. Dienstag, Mittwoch und Donnerstag liefen nach demselben Plan ab: Operationen unter Äther und Lachgas, schnelles Erwachen und frühe Extubation (Entfernung des Schlauches aus der Luftröhre)*. Ich operierte zwei Patienten mit Fallotscher Tetralogie (angeborener Herzfehler mit Mißbildungen)*, setzte eine Mitralklappe ein. Alles Patienten mit durchschnittlichem Schweregrad, die auch nach der „alten Methode" wahrscheinlich ohne Probleme durchgekommen wären. Doch nicht so leicht. Es ging alles wunderbar glatt.

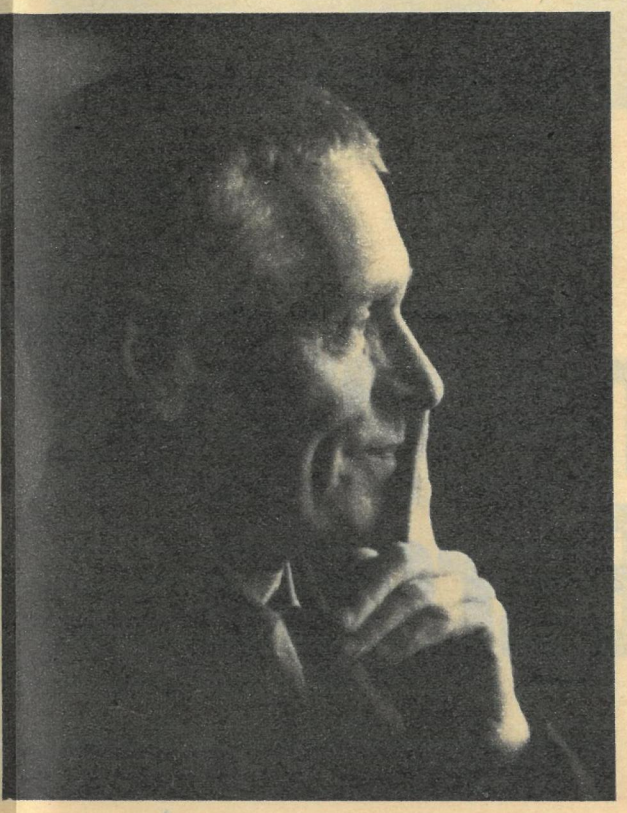
Um fünf Uhr waren sie schon auf der Intensivstation und ohne Tubus, bei vollständigem Bewußtsein. Am nächsten Morgen baten sie um Essen und fragten: „Wann komme ich wieder auf meine Etage?"

Ihr Zustand – wie nach einer geschlossenen Operation ohne Herz-Lungen-Maschine. Alle waren sprachlos, wunderten sich, zweifelten. Und ich mit ihnen.

„Für Schlußfolgerungen ist es zu früh. Wir müssen mindestens dreißig Patienten so behandeln, ehe man mehr sagen kann. Und auch dann nur mit äußerster Zurückhaltung."

„Und er soll beim Patienten sitzen..."

Freitag. Keine Operationen. Rückschau – was wurde erreicht, wie geht es weiter? Visiten und Auswahl, wissenschaftliche Konferenz, Versammlungen. Für die Leiter – wissenschaftlicher Rat. Viele Dienste, weil Urlaubszeit ist. Heute war die Konferenz sehr kurz. Wir teilten uns nur zwei Operationen mit Herz-Lungen-Maschine und fünf geschlossene Operationen. Alle Patienten waren sehr gut durchgekommen.



Dann trat ich auf. „Ich will euch eine Erklärung abgeben." (So hochtrabend kam es heraus.) „Ihr kennt die Lage in der Klinik. Diese Idee scheint Änderung zu versprechen. Bis jetzt können wir nur sagen ‚scheint', für die Realisierung brauchen wir Anstrengungen und Organisation. Jetzt besteht eine vage Hoffnung auf Umbruch. Es sieht so aus, als ob die veränderte Narkose und die andere postoperative Behandlung die Lage bessern könnten. Konkret wird folgendes eingeführt:

Erstens. Die neue, das heißt alte Narkose und frühzeitige Extubation. Alexej Alexandrowitsch, dafür sorgen Sie. Ohne Widerrede.

Zweitens. Die leitenden Chirurgen haben für die Einführung und Durchführung des neuen Systems zu sorgen. Fordern und kontrollieren, den Anästhesisten und Intensivärzten nicht vertrauen. Selbst die Klinik nicht verlassen, bevor der Tubus entfernt wurde. Den Beschluß über Fortsetzung der künstlichen Beatmung in Ausnahmefällen erst nach gemeinsamer Beratung mit den Anästhesisten und Intensivärzten fassen. Wenn nötig – mich fragen. Keine Übervorsichtigkeit! Allerdings kann das neue System zu Opfern führen, wenn der Wissenschaft Gewalt angetan wird. Die Opfer müssen auf ein Minimum begrenzt werden. Dafür haben wir unsere Erfahrung. Die Opfer bei der alten Methode sind bekannt. Wir teilten die Verantwortung zwischen Operateuren, Anästhesisten, Intensivärzten auf, die Patienten aber starben sozusagen aus eigener Schuld. Also – die verantwortungtragende Person ist der Operateur. Und er soll beim Patienten sitzen, wie er vor zehn Jahren dort gesessen hat.

Drittens. Ich selbst werde viel operieren und aus allen Abteilungen. Das ist alles. Erörterungen gibt es nicht." Das war meine Deklaration.

„Bei mir schließt sich der Kreis."

Der Oktober ist vorbei. Drei Monate Experiment mit der Äthernarkose und frühzeitiger Entfernung des Tubus. Drei Monate meines „Produktionsaufgebots".

Die Ergebnisse: bei sechzig Operationen mit Ersatz einer Herzklappe – sechs Todesfälle. Zehn Prozent im Vergleich zu fünfundzwanzig in den letzten drei Jahren. Die Patienten wurden nicht besonders ausgewählt, im Gegenteil – es waren viel schwere Fälle darunter, jeder vierte mit drittem Risikograd. Das sieht alles recht verheißungsvoll aus. Für Beifallskundgebungen ist es jedoch zu früh. Wie es in unseren Zeitungen heißt: „Festigung der erreichten Positionen." Hundert Operationen ist das Minimum für eine strenge Einschätzung. Noch besser wäre ein Jahr Arbeit „ohne Verluste" (immer wieder drängen sich Klischees auf). In der Vergangenheit hatten wir auch schon gute Perioden, nach denen es dann wieder bergab ging. Außerdem blieben die Erfolge auf den Ersatz einer Klappe beschränkt. Beim Ersatz von zwei Klappen waren die Ergebnisse bereits schlechter. Bei den angeborenen Herzfehlern ist überhaupt keine Verbesserung zu registrieren. Problem Nummer eins – die Operation der Kleinen. Die zwei im September gestorbenen Kinder lassen mir keine Ruhe.

Unser Chirurgenberuf, besonders der des Herzchirurgen, sieht sehr romantisch aus. Das ist fast unausweichlich, werden doch Menschen vor dem sicheren Tod bewahrt! Womit ließe sich das vergleichen? Auch wenn es nicht immer gelingt. Der tödliche Herzfehler wird alles entschuldigen.

Betrachten Sie einmal unsere Arbeit von außen und unvoreingenommen. Der Zyklus meiner Beziehungen zum Patienten dauert etwa zwanzig bis dreißig Tage. Ich empfange den Kranken, beginne seine gründliche Untersuchung. Quäle mich: soviel Unbestimmtes, er kann mir sterben. Ich operiere – Spannung, Streß. Geht es gut (er ist erwacht!) – Glück. Stirbt er – ist mein Leben für ein bis zwei Wochen vergällt.

Bei den Operationen arbeitet ein Kollektiv, doch der Fehler jedes einzelnen wirkt sich im Ergebnis meist bei mir aus, bei mir schließt sich der Kreis. Nehmen wir an, es ist alles gut gegangen, nach einem Monat kommt der genesende Mensch in mein Arbeitszimmer, um sich zu verabschieden. Er bringt ein paar Blümchen (ein Drittel oder sogar noch mehr reisen ohne ein Wort ab; das hat nichts zu sagen – ich weiß, daß sie entlassen wurden, und freue mich genauso darüber wie über diejenigen mit den Blumen).

Mit jedem neuen Patienten beginnt das Hindernisrennen von vorn. Und so das ganze Leben...

(Gekürzt aus „Nauka i shisn")

Deutsch: Gertraud Ettrich

Im nächsten Heft
Larissa und die weißen Nelken

Fotos: L. Scherstennikow

IM RÜCK-SPIEGEL

Bilder, Namen, Fakten, Erinnerungen aus dem Jahr, in dem die DDR gegründet wurde (letzte Folge)

Ein Wendepunkt für Europa

Vier und ein halbes Jahr zuvor hat Hitlers Feldmarschall Keitel, der am Nürnberger Galgen endete, in dem Berliner Ortsteil Karlshorst die bedingungslose Kapitulation unterschrieben. Jetzt, im Herbst 1949, es ist Montag, der 10. Oktober, empfängt der Oberste Chef der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland, Armeegeneral Tschuikow, an gleicher Stelle, im selben Saal – und das ist ganz sicher kein Zufall – das Präsidium der Volkskammer und den mit der Regierungsbildung beauftragten Ministerpräsidenten Otto Grotewohl, um die Verwaltungsfunktionen der SMAD an die Regierung der DDR zu übergeben (unser Bild). Am 13. Oktober schickt Stalin sein bekanntes Telegramm an Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl mit dem später so oft zitierten Wort vom Wendepunkt in der Geschichte Europas, am 15. folgt die diplomatische Anerkennung der DDR. Wenn die Sowjetunion bereits damals auf wesentliche Rechte als Besatzungsmacht verzichtete und sich lediglich vorbehielt, die Erfüllung des Potsdamer Abkommens und der Viermächtebeschlüsse über Deutschland zu kontrollieren, so entsprach dieser Entschluß ihrer Grundhaltung, die auf Friedenssicherung ausgerichtet war.

Daß die Gründung der DDR tatsächlich ein Wendepunkt der deutschen und europäischen Geschichte genannt zu werden verdient, hat nicht jeder auf Anhieb verstanden, und manche haben lange gebraucht, um zu begreifen, daß seit jenem Herbst im Jahre 49 mitten durch den alten Kontinent die Grenze zwischen zwei Welten verläuft, die unantastbar ist. Jetzt besteht die DDR, tausendmal totgesagt, immerhin schon 35 Jahre. Und dieser erste deutsche Staat, in dem nicht mehr der Profit regiert, kann beachtliche ökonomische Kennziffern und Steigerungsraten vorweisen. Im Gründungsjahr der Republik betrug das Nationaleinkommen gute 24 Milliarden Mark, und das war, vier Jahre nach dem Krieg, nicht wenig. Im vergangenen Jahr produzierte die DDR ein Nationaleinkommen von über 210 Milliarden Mark. Im gleichen Zeitraum entstanden annähernd drei und eine halbe Million neuer Wohnungen – in einem Land mit etwa siebzehn Millionen Einwohnern. Das monatliche Realeinkommen pro Kopf der Bevölkerung, um nur noch eine Zahl zu nennen, stieg von 133 auf 878 Mark.

Selbstverständlich hängen alle Zukunftspläne von der einen entscheidenden Voraussetzung ab: daß es gelingt, den Frieden zu sichern. Dies und nichts anderes ist auch die Kernfrage für das Verhältnis zwischen der DDR und der BRD. Die DDR unternimmt für diese wichtigste Aufgabe der Gegenwart alles, was in ihren Kräften steht. Gestützt auf ihr ökonomisches Wachstum und auf die internationale Anerkennung als stabilisierender Faktor in einer äußerst komplizierten weltpolitischen Situation, leistet sie ihre Friedenspflicht, in die sie sich vom ersten Tag ihrer Existenz an selbst genommen hat. Fest eingebunden in das sozialistische Bündnis, in Treue zu ihren Freunden, tut die DDR, heute wie vor 35 Jahren, diese Pflicht gemäß dem inneren Gesetz, nach dem sie in die Geschichte eingetreten ist: für ihren Teil zu sorgen, daß Friede sei in Europa und nie wieder Krieg ausgehe von deutschem Boden.

Jürgen Jessel

Foto: Archiv

FUNDSACHEN

Antrittsrede Wilhelm Piecks nach seiner Wahl zum Präsidenten der DDR – „Die Deutsche Demokratische Republik steht nicht allein. Sie kann sich... auf die Freundschaft mit der großen, mächtigen Sowjetunion stützen... Die Sowjetunion hat dem deutschen Volke in all den Jahren nach der Zerschlagung der Hitlermacht eine große, unschätzbare Hilfe geleistet, in materieller Hinsicht durch die Lieferung wertvoller Lebensmittel, Maschinen und Betriebsausrüstungen, durch die Vermittlung der reichen Erfahrungen beim planmäßigen wirtschaftlichen Aufbau, in politischer Hinsicht durch die Ermöglichung demokratischer Reformen... Sie gibt uns jetzt in nationaler Hinsicht die Gelegenheit, eine eigene Außenpolitik zu entwickeln und unsere demokratische und friedensgewillte Zusammenarbeit mit den anderen Völkern unter Beweis zu stellen."

Aus dem Protokoll der Volkskammer – Nachdem Ministerpräsident Otto Grotewohl sein Arbeitsprogramm vorgelegt hatte, sprach die Volkskammer der Regierung einstimmig ihr Vertrauen aus. Dem Kabinett gehören als stellvertretende Ministerpräsidenten Walter Ulbricht (SED), Otto Nuschke (CDU) und Prof. Hermann Kastner (LDP) sowie vierzehn Fachminister an.

Wortmeldung aus Bonn – Die Regierung der Bundesrepublik verbreitete anläßlich der Gründung der DDR die Behauptung, daß sie allein befugt sei, für die Bevölkerung der DDR zu sprechen.

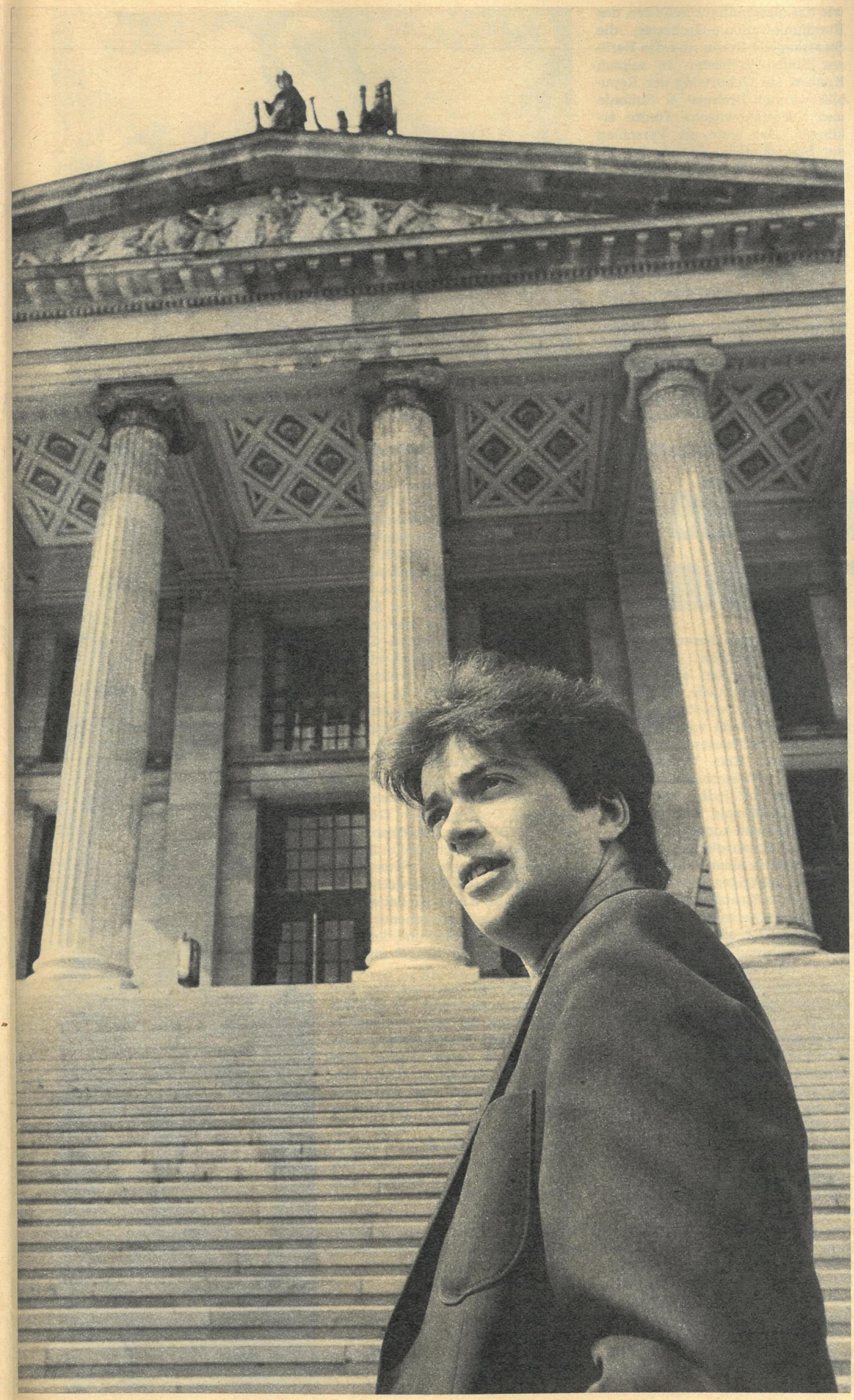
Das Wahrzeichen: Apollo, Gott der Musen, im Greifenwagen auf dem Hauptgiebel des Schauspielhauses.

Professor Arvid Jansons, Dirigent der Leningrader Philharmonie (u.) und der neue Chefdirigent des Berliner Sinfonieorchesters Claus Peter Flor (r.)

Die erste Saison

„Sorgen wir vor allem, daß die Bachsche Musik in schöneren und reicheren Sälen vor den Werktätigen unseres Vaterlandes erklingen kann, denen wir Bachs Werke ebenso erschließen wollen wie die aller großen deutschen und ausländischen Komponisten."
Diese Worte Wilhelm Piecks, des ersten Präsidenten der DDR, 1950 zur Bachfeier in Leipzig gesprochen, klingen wie ein Vermächtnis. Grund zur Freude heute, wenn im 35. Jahr des Bestehens unserer Republik nun das ehemalige Berliner Schauspielhaus am Platz der Akademie als Konzerthaus neu eröffnet wird. Das künftige Zentrum der Pflege und Weiterbildung philharmonischer Musikkultur in unserer Hauptstadt steht auf dem einstigen Gendarmenmarkt. Es ist Teil jenes architektonisch harmonischen Ensembles, das in seiner Gesamtheit wiederhergestellt wird, wie vor ihm so viele Stätten von Kultur und Kunst.

Es ist geschafft! Die Bauarbeiter und Architekten, die Bildhauer und Stukkateure, die Vergolder und die Orgelbauer und all die anderen, die ihren Anteil daran haben, daß es eingeweiht werden kann, das Schauspielhaus Berlin, gehören auch zu seinen ersten Gästen.
Erlebnisfroh trete man ein!
Die Konzertsaison eröffnet am 1. Oktober das Berliner Sinfonieorchester unter seinem neuen Chefdirigenten Claus Peter Flor. Wir begegnen einander vor seiner künftigen Wirkungsstätte, Erwartung und Freude sind ihm anzumerken. Manches mag ihn bewegen angesichts seiner kommenden großen Aufgaben als einer der Hausherren hier. Schließlich wird im überaus reichhaltigen Programm das Berliner Sinfonieorchester mit 105 sinfonischen und kammermusikalischen Konzerten am meisten beteiligt sein. Gleichberechtigt am Platz der Akademie zu Hause sind die anderen drei bedeutenden hauptstädtischen Orchester: die Staatskapelle Berlin, das Orchester der Komischen Oper und das Rundfunk-Sinfonie-Orchester. Ständige Gäste werden die Staatskapelle Dresden, das Gewandhausorchester Leipzig, die Dresdner Philharmonie sein. Darüber hinaus erwartet man viele weltberühmte Orchester des Auslands. Faszinierend für Flor die Herausforderung: sein BSO eingereiht in ein fortwährendes Kommen und Gehen in- und ausländischer Klangkörper. Sie alle spielen in der gleichen akustischen Atmosphäre, allein schon darin sieht er einen „neuartigen Effekt des Ver-



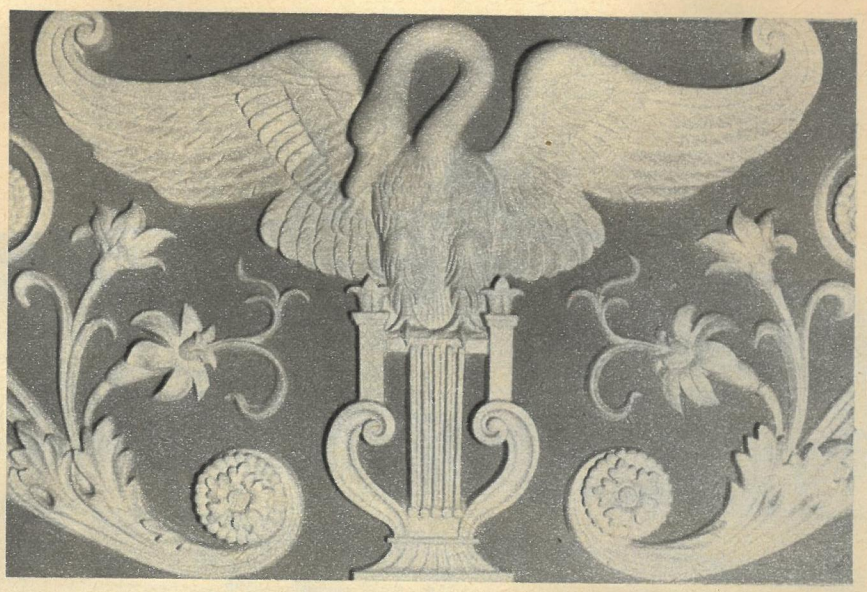
gleichs, eine Quelle der Inspiration".

Mit einunddreißig Jahren ist Claus Peter Flor einer der jüngsten Chefdirigenten unseres Landes. Von natürlicher Aufgeschlossenheit, wenn er sich unterhält, empfindsam, energisch, präzise, sobald er am Pult steht. Die Musiker vor sich hat er hinter sich, obwohl sie sich noch nicht lange kennen. Vor einem dreiviertel Jahr hat er – damals Leiter der Suhler Philharmonie – erstmals als Gast mit ihnen gearbeitet. Einige Wochen später suchte man für das BSO einen neuen Chefdirigenten, da rief das Orchester einmütig nach ihm.

Begonnen hatte seine musikalische Ausbildung am Zwickauer Konservatorium, als er zehn war. Sie führte ihn über die Spezialschule für Musik in Weimar an die Leipziger Musikhochschule. Hier legte er zunächst das Staatsexamen im Fach Violine ab, und in einem Zusatzstudium bei den Professoren Rolf Reuter und Kurt Masur vertiefte er sich schließlich in die Kunst des Dirigierens. Heute ist er Preisträger mehrerer internationaler Dirigentenwettbewerbe, und er sagt offenherzig, daß ihm ja alle Möglichkeiten gegeben waren, das zu werden, wonach es ihn drängte. Durch seine Teilnahme an internationalen Musikseminaren habe er unsere kontinuierliche Nachwuchsbildung vergleichen und schätzen lernen können. Seine Berufung in die Hauptstadt zu dieser Zeit empfindet Claus Peter Flor als einen ungeheuren Ansporn. Er kennt die klassisch-humanistische Tradition des Schauspielhauses. Die für das nationale Opernschaffen bedeutsame Uraufführung von Webers „Freischütz", die Aufführung von Beethovens „Egmont"-Ouvertüre nennt er Ereignisse, die verpflichtend bis in die Gegenwart herüberstrahlen. Doch beginne nun eine neue Tradition, die von allen geprägt wird, die in diesem Konzerthaus einander und der Kunst begegnen.

Für sein Orchester komme der beglückende Umstand hinzu, daß es jetzt die langersehnte feste Heimstatt hat und die vielen Möglichkeiten nutzen kann, die Musiker und Liebhaber der Musik mit diesem herrlichen Haus erhalten. Wird der Kammermusiksaal den kleinen musikalischen Formen dienen, der Musikklub zu Gesprächen zwischen Künstlern und Publikum einladen, für den Großen Konzertsaal – auch wenn man erst ein Gefühl für die „intime Gewalt" des Raumes bekommen muß – begeistert er sich… „Um einem solchen Saal ebenbürtig zu sein, muß ein Orchester spielen, ein Publikum zuhören können." Claus Peter Flor bekennt sich zu einer hingebungsvollen, andächtigen, ja, einer gläubigen Stimmung im Konzertsaal. Solche Stimmung vorausgesetzt, sieht er im Konzert „die kolossale Möglichkeit

einer Versammlung, in der man sich dank der Musik tiefer begreift, sich seiner selbst bewußt wird."
Als Flor im Jahre 1979 bei dem in Katowice veranstalteten Grzegorz-Fitelberg-Wettbewerb als einer der einhundertfünfundzwanzig Teilnehmer den ersten Preis gewann, saß in der Jury Professor Jansons aus Leningrad. Für den Alten und den Jungen wird es ein Wiedersehen besonderer Art geben, Arvid Jansons dirigiert am 7. Oktober im Schauspielhaus Berlin die Staatskapelle Dresden. Wenn er von diesem Orchester spricht, mit dem er seit 1964 eng verbunden ist, fällt es ihm schwer, Superlative zu vermeiden, „ein angenehmes, forderndes Kollektiv überragender Musiker". Seit 1957 dirigiert der Leningrader DDR-Orchester. Er kennt die Dresdner Philharmoniker ebenso wie das Gewandhausorchester, das Rundfunk-Sinfonie-Orchester, die Staatskapelle Berlin und das Berliner Sinfonieorchester. In seinem Konzert am Geburtstag der Republik werden Brahms' 4. Sinfonie und Schostakowitschs Fünfte erklingen. Das erste ein Vorschlag der Staatskapelle, das zweite der Wunsch des Dirigenten. Zu den Werken Schostakowitschs hat Jansons ein besonders inniges Verhältnis, dessen Anfänge zurück in das Jahr 1946 reichen. Damals war Arvid Jansons annähernd so alt wie Claus Peter Flor heute und errang beim ersten sowjetischen Nachkriegs-Dirigentenwettbewerb den ersten Preis. Fortan verlor Schostakowitsch, Vorsitzender jener Jury, den jungen Dirigenten nicht mehr aus den Augen. Als Jahre später Jansons aus Riga nach Leningrad



Kunstvolle Details (v. l. n. r.): Schwanenrelief im Hauptfoyer

Bild der Aphrodite im Treppenhaus
Kapitelle im Kammermusiksaal

Von der Einweihung des berühmten Schinkelbaus 1821

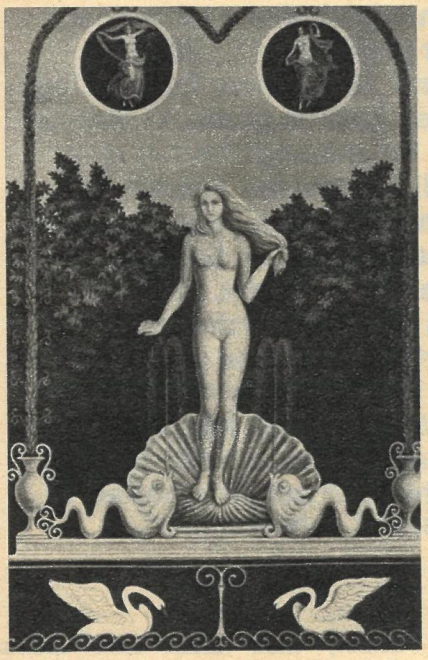
Polonäse und die Macht der Tonkunst

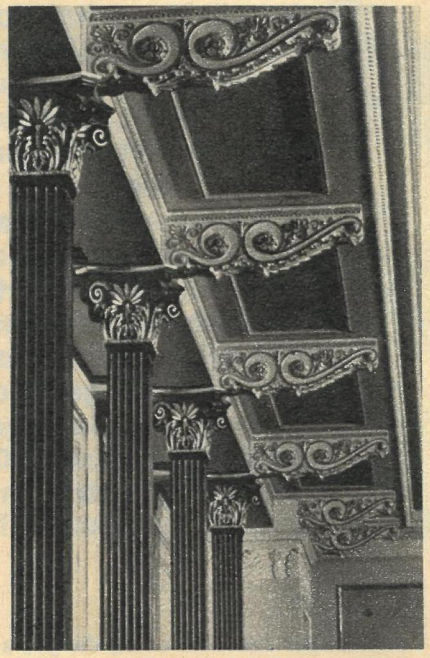
Der bittere Brandgeruch war noch nicht vergessen, als die Vossische Zeitung Mitte April 1821 eine Mitteilung der Königlichen Theaterbaukommission veröffentlichte. Auf der Baustelle vom neuen Schauspielhaus sollten öffentlich gegen gleich bare Bezahlung in Courant Sand- und Feldsteine, altes Eisenwerk, Torwege und Türen sowie Blindrahmen von Bildern und hölzerne Pritschen zum Transport von Werksteinen verkauft werden.
Graf Brühl, als Intendant zugleich Vorsitzender der Theaterbaukommission, mag aufgeatmet haben. Endlich war es soweit. Hätte der König im vorangegangenen Jahr seinem Gesuch stattgegeben, wäre das neue Schauspielhaus im Winter schon eingeweiht worden. Aber der Landesherr hatte abgelehnt. Das Gebäude sei vor dem Winter nicht genügend ausgetrocknet, außerdem mangele es der Staatskasse an Geld, und am Ende auf Kredit zu bauen, müsse er ablehnen. Mithin waren Schauspiel- und Opernensemble einen weiteren, den vierten Winter einzig aufs Opernhaus Unter den Linden angewiesen.
Baumeister Schinkel hatte nicht aus dem Vollen schöpfen können. Aus Sparsamkeitsgründen war ihm von Anfang an auferlegt worden, Umfassungsmauern und Portikussäulen, die den Brand überstanden hatten, wiederverwendend in sein Projekt einzubeziehen. Dazu kam, daß man sich Sandstein nur für die Haupteingangsseite leisten konnte. An den übrigen Fassaden wurde die Steingliederung in Putz nur imitiert. Trotzdem stellte sich in der ersten Bauetappe heraus, daß mit der veranschlagten Bausumme nicht auszukommen sein würde. Ein Aufschlag wurde genehmigt, und dennoch mußte Schinkel schweren Herzens vom Schmuck im Innern des Hauses noch Abstriche machen. Kein Wunder also, daß die Theaterbaukommission Wert legte auf jeden Silbertaler, den die Auflösung der Baustelle noch einbringen konnte.
Das neue Schauspielhaus war mit seinen alles in allem 860 641 Talern ein ganz gehöriger Posten für den preußischen Staatshaushalt. Keiner hatte ihn vorhersehen können, den schwarzen Tag, an dem gegen Mittag, während einer „Räuber"-Probe, Flammen im alten, dem von Langhans erbauten Schauspielhaus um sich griffen. Der König, gerade zur Kur in Karlsbad, wurde am Tag darauf, dem 30. Juli 1817, durch Kurierpost ausführlich informiert, und schon in seinem nächsten Schreiben ersuchte Brühl um die Erlaubnis, von bedeutenden Künstlern, vor allem vom Geheimen Oberbaurat Schinkel, Pläne anfordern zu dürfen für ein neues Gebäude.
Ein knappes Jahr nach der Katastrophe konnte der Grundstein gelegt werden. Einmal angefangen, ging es recht zügig voran, so daß man im Herbst 1820 schon mit der Plafondmalerei und dem Vergolden der Ornamente beschäftigt war.
Um diese Zeit ergab es sich, daß von Petersburg her über Riga ein in Rußlands gebildeten Kreisen beliebter Dichter nach Berlin kam – Wassili Andrejewitsch Shukowski. Es war seine erste Auslandsreise. In Berlin drängte es ihn, die Stadt kennenzulernen. Darum ist es undenkbar, daß er nicht bald schon auch zum Gendarmenmarkt gekommen ist. Zwischen den beiden Kirchen, einander ähnlich durch ihre Kuppeln, stand putzfrisch das neue Schauspielhaus. Eine breite Treppe führte hinauf zur Säulenvorhalle, die gekrönt war von einem figurengeschmückten Giebel. Naheliegend der Vergleich mit dem in Petersburg gerade vollendeten Gebäude der Admiralität. In der harmonischen Gliederung der Baumassen, in der Portikusgestaltung war geistige Verwandtschaft zu erkennen. Kein Zweifel – das Gemeinsame lag in der Inspiration durch die Baukunst des alten Griechenland. Doch bei aller Gemeinsamkeit in der klassizistischen Grundhaltung – Schinkel in Berlin, Andrejan Sacharow in Petersburg: Beiden war etwas Unverwechselbares gelungen. Ein jeder hatte, vom Vorgefundenen ausgehend, sein Bauwerk harmonisch und dominierend zugleich der Umgebung eingefügt.
Shukowski war nicht frei von Verpflichtungen in Berlin. Er gehörte zum Gefolge der jungen Großfürstin Alexandra Feodorowna, die gemeinsam mit ihrem Mann, dem Großfürsten Nikolai, zu einem längeren Besuch in das väterliche Schloß an der Spree gekommen war. Hier, in vertrauter Umgebung, erinnerte alles noch an die Jahre, in denen sie aufwuchs als Prinzessin Charlotte. Seit ihrer Verheiratung mit Nikolai, dem späteren Zaren, war der Dichter Shukowski damit betraut, sie in die russische Sprache einzuführen. Darum klopfte er vormittags bei ihr an, um zu hören, ob Unterricht gefällig sei.
Von Mitte Oktober 1820 bis Mitte April 1821 blieb Shukowski in Preußens Residenz. In dieser Zeit erlebte Berlin die Teileröffnung vom Schauspielhaus. Brühl hatte Anfang 1821 einen neuerlichen An-

Der Baumeister Karl Friedrich Schinkel, Zeichnung v. Vogelstein, Dez. 1821

Der Dichter Wassili Shukowski, Zeichnung v. Vogelstein

Der Bildhauer Daniel Rauch Zeichnung F. Krüger





gerufen wurde und er in der Philharmonie Werke Dmitri Schostakowitschs dirigierte, war der Meister oft selbst im Saal. Auch ließ er es sich nicht nehmen, nach den Konzerten mit Jansons über die Interpretation seiner Musik zu reden.
„Ich bin sehr aufgeregt", sagt der Leningrader Professor, „ich kenne, was sich an humanistischer Tradition im deutschen Musikleben mit dem Schauspielhaus verbindet. Mit Schmerzen erinnere ich mich an den Zustand dieses Meisterwerkes Schinkelscher Baukunst nach dem Kriege, als ich vor der Ruine stand. Es war damals sehr schwer, sich vorzustellen, daß dieser Bau dereinst in neuer Schönheit erstrahlen würde. Besonders neugierig bin ich natürlich – und dies muß man einem leidenschaftlichen Musiker wohl zugestehen – auf die Akustik im großen Saal." Ihn bewegen viele freudige Gedanken, und er kleidet sie in die Worte: „Lange kenne ich Ihr Land, seine Entwicklung habe ich mit Interesse verfolgt. Es ist beeindruckend für mich zu sehen, welche großen Leistungen Ihr Volk auf allen Gebieten, nicht zuletzt auf musikalischem, vollbracht hat. Ich möchte allen Musikern, allen Musikfreunden, Ihnen allen die herzlichen Glückwünsche eines Mannes übermitteln, der diese Leistungen zu schätzen weiß."
Im neuen Glanz des alten Schauspielhauses werden nun Dirigenten verschiedener Generationen des In- und Auslands den Taktstock heben – erlebnisfroh trete man ein!

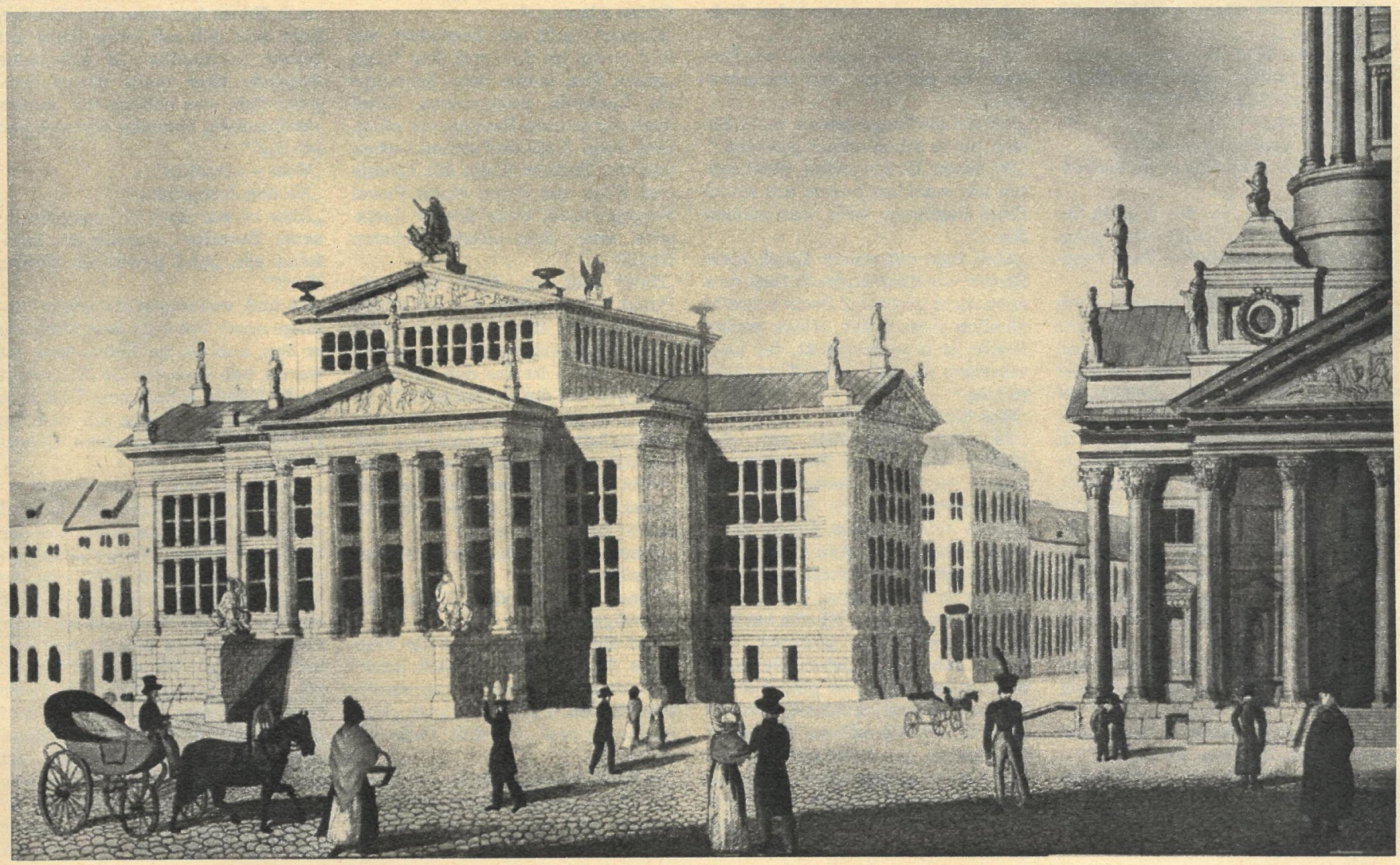
Ina Limberg

Fotos: Detlef Christel, Erwin Döring
Detailfotos: Marion Klemp

trag gestellt. Er wollte während der konzertfreudigen Karnevalszeit wenigstens den im linken Seitenflügel liegenden Saal nutzen können. Auch hierbei waren finanzielle Überlegungen im Spiel. Er kalkulierte mit einer Einnahme von mindestens 6000 Talern. Der König entschied diesmal zustimmend, doch mit der Order, den Saal nicht durch ein Konzert, sondern mit einem Ball einzuweihen.
Am Sonnabend, dem 10. Februar 1821, trafen sich laut Vossischer Zeitung „Einwohner Berlins aller Stände" im neuen Schauspielhaus. Der gesamte Hof einschließlich seiner Petersburger Gäste war zugegen. Von der Galerie herab gab der Kapellmeister das Zeichen zum Auftakt. Mit einer Polonäse wurde der Ball vom König eröffnet. Es war ein Subskriptionsball – für gutes Geld konnte sich, wer konnte, ein Entree erkaufen. Man sah außer der Hofgesellschaft, außer den Gesandten, den Beamten, den Offizieren auch Vertreter der Gelehrtenwelt, der Künstlerschaft, des Berliner Bürgertums.
Das erste Konzert folgte am 27. Februar. Unter Generalmusikdirektor Spontini erklang die Händelsche Vertonung von Drydens in England berühmter Ode „Das Alexanderfest oder die Macht der Tonkunst". Die Chorsätze übernahm die von Carl Friedrich Zelter geleitete Singakademie. Mit „Samson" folgte schon im übernächsten Konzert ein weiteres Oratorium von Händel. Im vierten Konzert sind mit sinfonischen Werken Mozart und Haydn vereint. Und bald schon konzertieren im Schauspielhaus auch die ersten Gastsolisten. Dem renommierten Alexander Boucher wird nachgesagt, er könne einer der besten Violinspieler sein, wenn er nur wolle. Aber er stempele sich zum bizarrsten, ziehe es vor, das Publikum zu erstaunen, zu amüsieren, zu überraschen, anstatt es zu bewegen. Anerkennend hingegen die Konzertkritik über den Großherzoglich Weimarischen Hofkapell-

Fortsetzung auf Seite 41

Historische Sicht auf den Gendarmenmarkt mit Schauspielhaus und Französischem Dom im 19. Jahrhundert, Kupferstich L. Steffen



Wassili Below

Ein Brief nach Archangelsk

Wassili Below hat sich auch bei uns mit seinen Novellen wie „Sind wir ja gewohnt", „Zimmermannsgeschichten" und „Wologdaer Eulenspiegeleien" als Erzähler einen Namen gemacht. Aljona Möckel stellte für den Eulenspiegelverlag eine Auswahl zusammen, die Below mit seinem Gespür für das Komödiantische, den liebenswerten ursprünglichen Witz der Leute vom Lande in seiner nordrussischen Heimat vorstellt. Er stammt aus dem abgelegenen Dorf Timonicha im Gebiet Wologda, verlebte dort Kindheit und Jugend, die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre. Seine Achtung und Liebe gelten solchen Menschen wie der Alten in unserer Geschichte, die alle Schicksalsschläge ertragen hat und auf ihr arbeitsreiches Leben ohne Bitterkeit zurückschaut.

Es war die Zeit der Heumahd, und das Dorf lag wie ausgestorben da. Nur die Hühner regten sich, scharrten im Staub, sonst war es still ringsum und, zumal es auf Mittag ging, besonders heiß. Während ich die Dorfstraße entlangschlenderte, hörte ich plötzlich, wie mich jemand aus einem Gartenhäuschen anrief. Ich drehte mich um.

„Hallo, mein Bester, was bist du für einer?"

Ich erklärte es. Die Frau hörte mir aufmerksam zu und schnalzte dann befriedigt mit der Zunge: „Bist also ein guter Mensch."

Ich zuckte mit den Schultern.

„Und wie isses mit Lesen und Schreiben bei dir?" fragte sie.

„Es geht. Warum?"

„Du könntest einen Brief für mich schreiben."

Diese Bitte brachte mich ein wenig in Verlegenheit, deshalb fragte ich gedehnt zurück: „Einen Brief?"

„Na ja doch."

„Und an wen soll er sein?"

„An meine Schwägerin in Archangelsk."

Nun ja, dachte ich, wenn er an die Schwägerin sein soll, und ging, ohne länger zu zögern, das Treppchen hinauf.

Was für Überraschungen man doch so auf Dienstreisen erlebt! Im Haus war es sauber und angenehm kühl, auf dem Fußboden lagen hübsche Läufer. Die Frau, in schon vorgerücktem Alter, aber noch ziemlich rüstig, setzte mir, während sie sich zwischendurch mehrfach bedankte, in allen Einzelheiten auseinander, wo sie heute gemäht und welche Zutaten sie für die Piroggen genommen hätte. Dann erzählte sie mir von ihren Schmerzen im Kreuz und von ihrer Kuh, der Gott weiß was „in den Sinn käme" und die bei weitem nicht alles trinke, was sie ihr hinstelle, seien sie doch jetzt alle, die Kühe inbegriffen, mächtig gebildet.

„Soll ich den Samowar aufsetzen, oder willst du lieber 'ne Suppe?"

„Tja, wie soll ich sagen..." Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, tadelte ich mich insgeheim und lehnte entschieden sowohl Samowar als auch Suppe ab. Aber da war es bereits zu spät – ich mußte mich zu Tisch setzen. Nur mit Mühe gelang es mir, ihr wenigstens die Suppe auszureden. Die Pilzpiroggen, gefüllt mit eingelegten Reizkern vom Vorjahr, waren wirklich alles andere als enttäuschend, und während ich meine Portion vertilgte, legte die Frau Schulheft, Kuvert und einen Tintenstift vor mich hin. Ich räusperte mich und sagte: „Na dann. Womit wollen wir anfangen?"

„Na womit schon, mein Bester, schreib alles auf, von Anfang an."

???

„Also schreib: Hab die Badestube umgesetzt, die Kuh gibt tüchtig Milch..."

Ich kratzte mir verwirrt den Nakken.

„Was ich wissen müßte... wie heißen Sie mit Vor- und Vatersnamen?"

„Ich bin die Grigorjewna, mein Bester, bin es schon immer gewesen."

„Na schön, Grigorjewna, dann sollten wir wohl am besten mit einem Gruß beginnen, oder was meinen Sie..."

„Aber klar mit einem Gruß, mein Bester, wie denn anders?! Hast du's etwa nicht gemacht? Sonst schreibt nämlich immer der Minka meine Briefe, er is so geschickt, der Lausebengel, da sitzt jedes Wort goldrichtig."

„Was für ein Minka?"

„Na das Bürschchen von der Njurka, was meine Nachbarin is. Der is nu in der sechsten Klasse und schreibt mir alle Briefe. Jetzt aber is er die zweite Woche in so 'nem Ferienlager. Man erzählt, die stehn dort mit'm Trompetenruf auf und gehn auch mit'm Trompetenruf zu Bett. Und die Njurka hat sich von ihrem Mann getrennt, das fünfte Jahr schon leben sie nicht mehr zusammen. Der ging auf Arbeit in die Forstwirtschaft, dort hat er sich mit irgend'nem Weibsbild eingelassen. Ihr könnt mich vierteilen, hat er gesagt, aber ohne das Frauenzimmer kann ich nicht sein. Was die nicht alles anstelln, diese losen Weibsbilder! Das hätten sie mal früher machen solln, da gab's so was nicht! Aber die jungen Dinger heute nehmen auf nichts mehr Rücksicht, wenn ein Mann im Spiel is. Hast du eigentlich Familie?"

„Ja, hab ich."

„Und 'ne Menge Kinderchen dazu, was?"

Großer Gott, was das Muttchen nicht alles wissen wollte! Freilich ließ sie auch nichts von sich aus, ganz im Gegenteil. In jeden Satz packte die Grigorjewna, um es mal zeitgemäß auszudrücken, so viel an Information wie irgend möglich.

„Also gut", unterbrach ich sie schließlich, denn ich fühlte mich für den Brief verantwortlich. „ich schreib dann: Guten Tag, oder auch Guten Abend..."

„Genau", griff sie begeistert auf und nickte im Takt mit dem Kopf, „guten Tag, meine liebe Schwägerin Ljudmila Stepanowna, Gruß auch der ganzen Familie, vor allem dem Sohn Kolja und seinen Lieben und der Tochter Walja mit Ljussja und Witja und deren Mann Pawel Sergejewitsch, dem Bruder Jestascha aber den allerherzlichsten Gruß!"

„Halt!" rief ich, denn ich hatte Punkt und Kommas auf gut Glück gesetzt und fürchtete nun, alles durcheinandergebracht zu haben. „Der Kolja – ist das nun Ihr Sohn oder der von der Schwägerin?"

„Ich hab nie Kinder gehabt, mein Bester, hab doch man bloß eine Woche mit meinem Mann zusammengelebt. Er war damals dabei, als die Kulaken enteignet wurden, und sie haben ihn umgebracht."

„Demnach ist Kolja der Sohn der Schwägerin..."

„Ganz genau, der Sohn der Schwägerin."

„Und die Schwägerin ist die Frau Ihres Bruders?" Allmählich arbeitete ich mich durch die verwandtschaftlichen Wirren hindurch. „Von Ihrem Bruder Jewstafi Grigorjewitsch?"

„So isses! Zuerst hatte sie ja ins andre Dorf rübergeheiratet, der Kolja stammt von ihrem ersten Mann. War ebenfalls ein guter Kerl, ihr Erster, man kann ihm nichts Schlechtes nachreden. Als der Krieg über uns kam, ging er mittenmang ins Feuer. Unser Jestaschka aber war zu dieser Zeit ein rechter Draufgänger. Er hatte sich eine Harmonika zugelegt und schwänzelte in einem fort um die Ljudmila herum. Was mir das gegen den Strich ging! Ich hätt ihr am liebsten die Augen ausgekratzt. Und dann, bei der Heumahd, als mal keiner dabei stand, hat mich die Ljudmila angesprochen und gesagt: ‚Zieh bloß deinem Bruder, dem Jestaschka, die Ohren lang. Aber gehörig, damit ihm die Lust vergeht, unter meinem Fenster herumzuscharwenzeln. Ich warte auf meinen Mann, er kann jeden Tag nach Hause kommen, dein Bruderherz aber läßt mir keine Ruhe mit seiner Harmonika. Er soll keine Schande über mein Haupt bringen.' Och, was hab ich ihn damals verdroschen, einmalig versohlt hab ich ihn!"

„Wen – versohlt!"

„Na den Jestaschka."

„Aber er war doch ein ausgewachsener Bursche", wandte ich zweifelnd ein, „und gewiß ein großer Kerl?"

„Na und, was macht das schon? Solange unser Vater da war, fürchtete er den, und als die Eltern dann tot waren, hab eben ich die Wirtschaft in die Hände genommen. Und alles andre auch. Und wie ich ihm die Leviten gelesen hab, dem Gewissenlosen..."

„Ja und, hat er sich besonnen?"

„Zeitweise wenigstens. Na ja, und dann kam Ljudmilas Mann von der Front, mit so 'ner Menge Medaillen auf dem Hemd, daß nicht mal 'ne Fliege Platz gefunden hätte. Aber ob du's glaubst, mein Bester, oder nicht, man kann den Leuten einfach nicht den Mund verschließen. Sie haben rumerzählt, daß unser Jestaschka der Ljudmila den Hof gemacht hatte. Da wurde ihr Mann natürlich mächtig eifersüchtig und ging in der Nacht nicht zu ihr. Was hat sie gebarmt und versichert, sie sei unschuldig – Rotz und Wasser hat sie geheult. Aber als er sie ein

ums andere Mal verdroschen hat, hielt's die Ljudmila nicht mehr aus. ‚Ich sag dir die reine Wahrheit', jammerte sie, ‚aber du verprügelst mich.' Und beim nächsten Fest tanzte sie ihm zum Trotz zu Jestaschkas Harmonika. Auf offener Straße! Sie tanzte und tanzte, dann schnappte sie den Jestaschka beim Arm, und ab mit ihm... Och, mein Bester, was hab ich mit den beiden Gottlosen durchgemacht! Hab aber mein Herz zum Schweigen gebracht und mich nicht eingemischt. Ljudmilas Mann nahm ein junges Ding zur Frau, unser Jestaschka jedoch kam den einen Tag nicht heim und den zweiten auch nicht. Von den Leuten hab ich dann gehört, daß er gleichfalls zur Hochzeit rüstet. Großer Gott, was hab ich da geheult, zum Herzerbarmen! Nun, dacht ich bei mir, vielleicht isses zum Guten so, und bin hin zur Hochzeit. Ich weiß es noch wie heute: Jestaschka war stockbetrunken, sie aber, die Ljudmila, sang: ‚War treu im Krieg die ganze Zeit, er aber – nichts von Dankbarkeit.' Von da an lebten sie zwar nach dem Gesetz wie Mann und Frau zusammen, doch was war das schon für ein Leben! Die Leute hechelten nach wie vor über sie, da packten sie ihre Siebensachen und zogen ins ferne Archangelsk."

„Und die Walja, das ist wohl schon das Töchterchen vom Jewstafi?" fragte ich.

Die Grigorjewna lachte schallend: „Töchterchen is gut. Die Walja hat schon ein eignes Töchterchen und kürzlich auch ein Söhnchen bekommen, sie haben ihn Witja genannt. Walja hat damals das Institut besucht, ihr Mann aber, der Paschka, stammt von dort. Sie waren bloß zwei Brüder, der Paschka, mein ich. Der eine lernte was mit Maschinen, während der andre in die Parteilinie ging. Zu den Maifeiertagen hat er ein eignes Zimmer bekommen. Und nun laden sie mich alle immerzu ein, aber wann, frag ich dich, sollt ich denn fahren: Im Sommer muß ich mähen, und im Winter bring ich's nicht fertig, die Kuh in fremde Hände zu geben."

„Hmm, na ja..."

„Und dann schreib mal noch, daß es mit der Gesundheit auch nicht grade besser wird, bin schon ganz klapprig. Aber das Mähen schaff ich allemal und schreib auch, daß wir herrliches Sommerwetter haben und daß ich die Badestube umgesetzt hab. Die Kuh gibt tüchtig Milch..."

„...Kuh gibt tüchtig Milch. Weiter?"

„Das Paket hab ich bekommen. Du hast nach den Fischen gefragt, Jestascha, nun, wir haben im Frühjahr welche gefangen, Senja Iwanuschkow hat zehn Pud Barben an Land gebracht, und dann is noch die Taissja gestorben, du weißt schon, die hinterm Feld gewohnt hat, und Tolka Oserkow hat 'ne Tierärztin geheiratet, 'ne Zugezogne, und die Marja, die Schwiegertochter vom Wassili Potapow, hat Zwillinge zur Welt gebracht, die eine heißt Angelina, der andre Wowa. Die Samowaricha hat ihr Haus dem Ossip verkauft, sie selbst is zum Schwiegersohn gezogen, dem Oleschka Tjoply, doch sie hat sich mit der Tochter nicht vertragen, sie sind im Streit auseinander. Nun will sie ins Altersheim und da auf Staatskosten leben. Hab ich noch was vergessen?"

Ich legte eine Atempause ein.

„Nein, das wär wohl alles. Schreib man dazu, mein Bester, daß sie mich besuchen sollen, solange die Kuh noch Milch gibt, vielleicht könnten sie gleich ein bißchen mit mähen. Hast du's?"

„Ja."

„Ohne euch bin ich nu ganz allein auf der weiten Welt, Polinarja."

Sie seufzte, und ich las ihr mein Werk nochmals vor.

„In Ordnung so?" fragte ich.

„Ganz wunderbar, mein Bester, oj wie wunderbar, besser braucht's gar nicht zu sein. Wenn du nu noch die Adresse draufschreiben würdest..."

Zum Lohn für die Arbeit brachte sie ein Körbchen mit einem Dutzend Eiern an und reichte es mir. Als ich ablehnte, war sie regelrecht verstört und stieß ein ums andre Mal ein Ach und Oh aus: „Soll ich vielleicht lieber die Banja heizen?"

„Aber nein doch, vielen Dank."

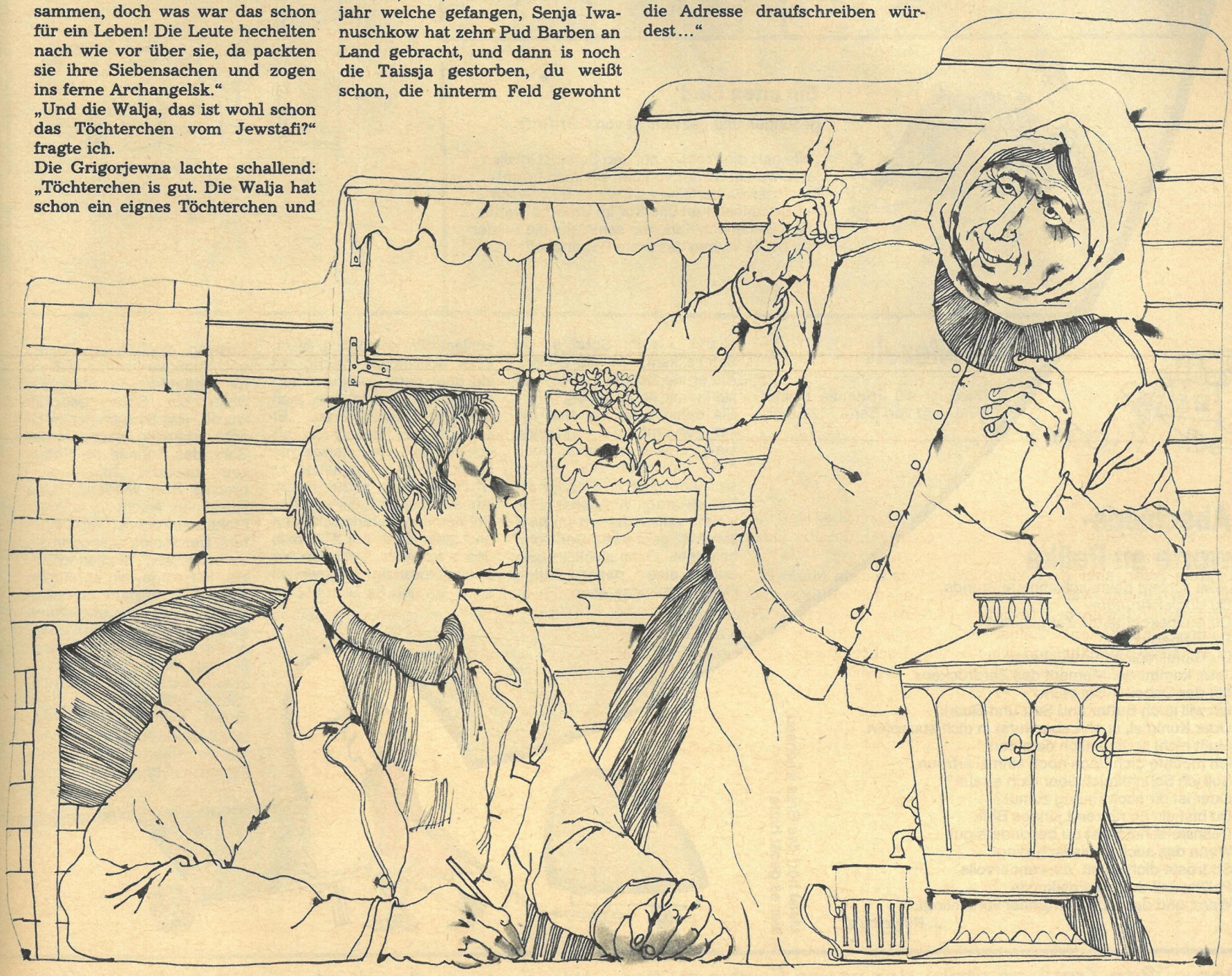
„Na dann hab selber vielen Dank, mein Bester, hast mir aus der Patsche geholfen. Und du bist nicht zufällig der Schwiegersohn von Akim Iwanowitsch?"

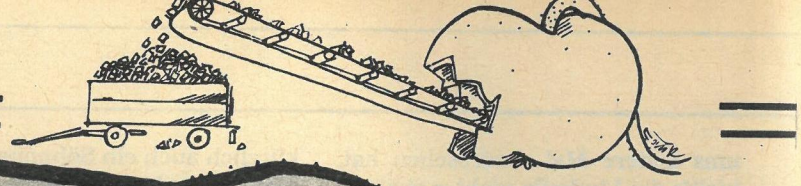
„Nein, nicht vom Akim."

Ich nahm meinen Rucksack, verabschiedete mich und stieg das Treppchen hinunter. Sie aber begleitete mich und blieb noch lange, die Hände unter der blauen Schürze verschränkt, an der Vortreppe stehen. Mich erwärmte der Gedanke, daß man meinen Brief schon bald im „fernen Archangelsk" erhalten würde.

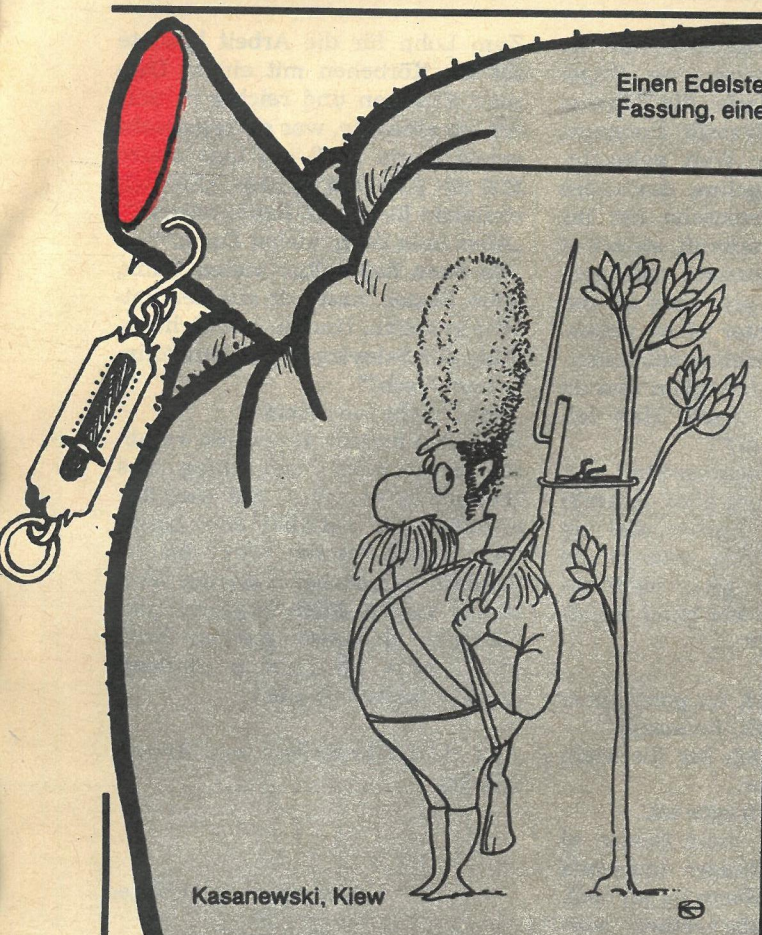
Aus dem Russischen von Aljona Möckel

Illustration: Karl Fischer

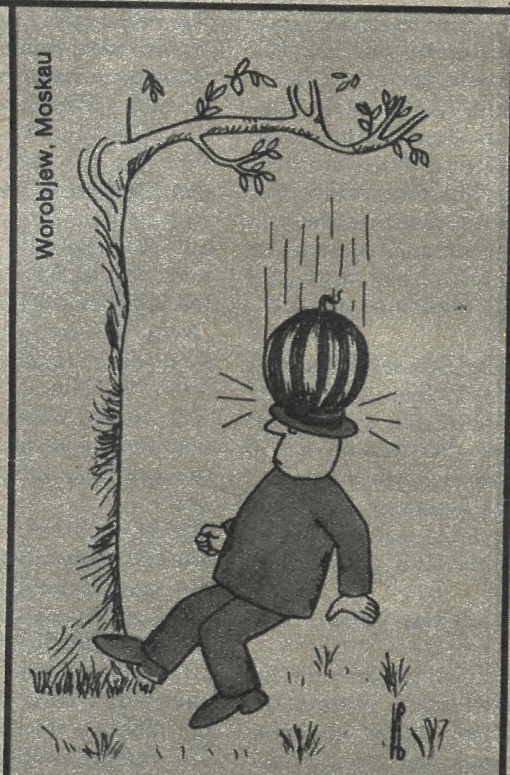




Einen Edelstein betrachtet man in einer Fassung, einen Menschen in seinem Haus.
Rassul Gamsatow



Kasanewski, Kiew



Worobjew, Moskau

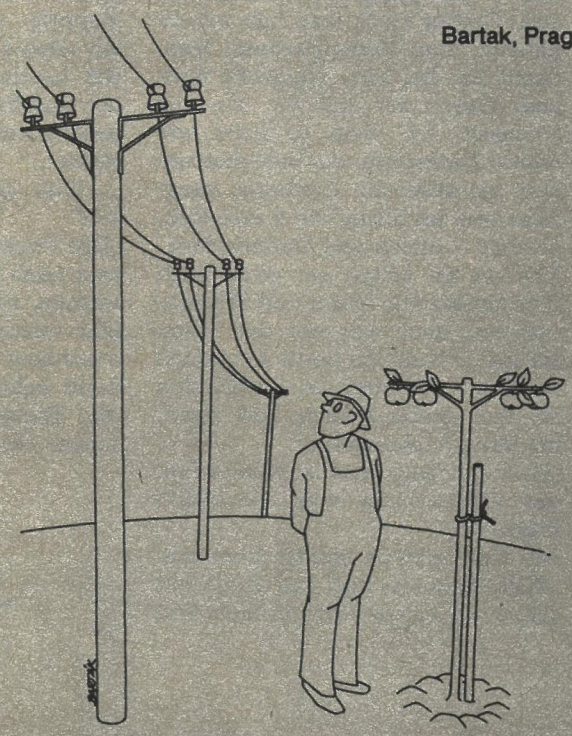
Herbstlicher Schneck-zu-Schneck-Schneck
von Theiler

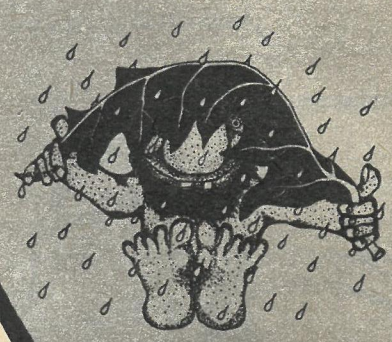
2 Wochenspruch

Einmal gereift, kann eine Frucht nicht wieder grün werden.

Wladimir Tendrjakow

Bartak, Prag





Ein altes Lied

gesungen und gezeichnet von CONRAD

„Wie hart die Tropfen auf den Schädel knallen,
jetzt, wo die Blätter von den Bäumen fallen!
Sinnloser Blätterfall – ach, wir sind schwach",
rief Urmensch Karl und fror im Urherbstwetter…
Doch Urmensch Karlchen sammelte die Blätter
und baute stumm das erste Regendach!

Reifezeit

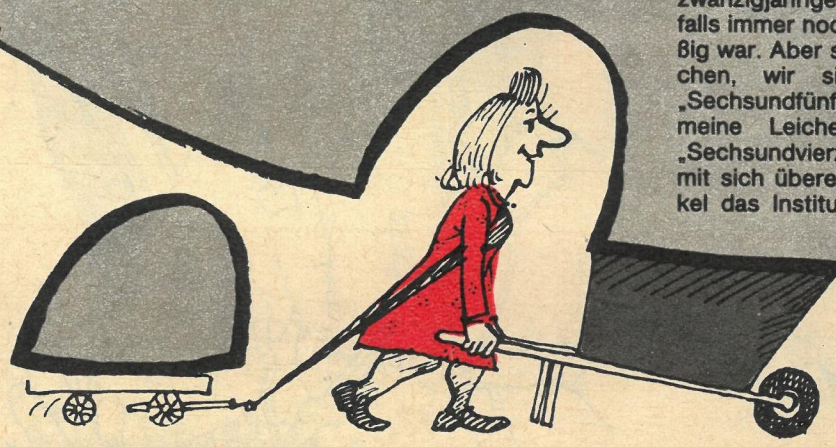
Sina ist die Freundin meiner Frau und von Beruf Mathematikerin. Als ihr Sohn in die Schule kam, war sie dreißig. Als er die Schule verließ, war sie immer noch dreißig.
Bis dahin hatte sie sich mit ihm gerühmt, jetzt versteckte sie ihn. Man bedenke: noch nicht dreizehn, und schon einsachtzig groß. Sina ist ein Naturwunder. Wie sonst hätte sie mit sieben Jahren ein Kind zur Welt gebracht? Der Sohn heiratete. Dem zwölfjährigen Sohn eine zwanzigjährige Frau zuzugestehen war schlechthin unmöglich. Nach einer schlaflosen Nacht, die sie über dem Computer verbracht hatte, flüchtete sich Sina zu meiner Frau. „Er schlägt vor: vierzig Jahre", schluchzte sie herzzerreißend. „So ein Ungeheuer. Er ist nicht davon abzubringen. Ich soll bei der Geburt des Sohnes mindestens achtzehn und mein Sohn bei Abschluß des Instituts mindestens zweiundzwanzig gewesen sein." Es gab für Sina keinen Ausweg. Nach vielen Tränen entschloß sie sich schließlich für achtunddreißig. Als ihrem Sohn ein Sohn geboren wurde, war Sina immer noch achtunddreißig. Nachdem der Sohn des Sohnes die Schulzeit beendet hatte, verbrachte Sina wiederum eine schlaflose Nacht über dem Elektronenrechner ihres Instituts. Der schlug eine optimale Variante vor: sechsundfünfzig. Mit rotgeweinten Augen kam sie zu meiner Frau gelaufen, die trotz unserer fünfundzwanzigjährigen Ehe ebenfalls immer noch achtunddreißig war. Aber sie hatte gut lachen, wir sind kinderlos. „Sechsundfünfzig? Nur über meine Leiche", rief Sina. „Sechsundvierzig", kam sie mit sich überein. Als der Enkel das Institut bezog, blieb

Abschiedsworte an Pellka

Jetzt schlägt deine schlimmste Stunde,
Du Ungleichrunde,
Du Ausgekochte, du Zeitgeschälte,
Du Vielgequälte,
Du Gipfel meines Entzückens.
Jetzt kommt der Moment des Zerdrückens
Mit der Gabel! – Sei stark!
Ich will auch Butter und Salz und Quark
Oder Kümmel, auch Leberwurst in dich stampfen.
Mußt nicht so ängstlich dampfen.
Ich möchte dich doch noch einmal erfreun.
Soll ich Schnittlauch über dich streun?
Oder ist dir nach Hering zumut?
Du bist ein so rührend junges Blut.
Deshalb schmeckst du besonders gut.
Wenn das auch egoistisch klingt
So tröste dich damit, du wundervolle
Pellka, daß du eine Edelknolle
Warst und daß dich ein Kenner verschlingt.

J. Ringelnatz

Meist hört das Gras wachsen, wer es gesät hatte!



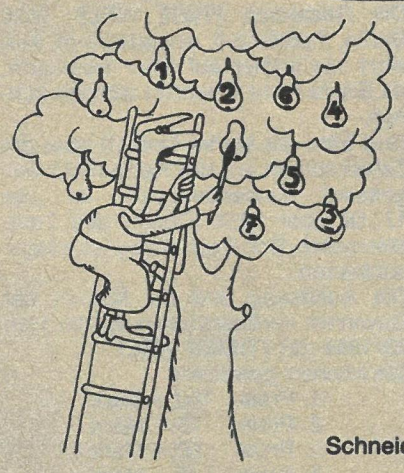
Den süßen Trauben steht der saure Fuchs zu tief. Wäre ich ein Apfel, ich würde mich bemühen,

Zwei Melonen lassen sich nicht unter einem Arm tragen. Jeder Garten ist ein kleines Paradies.

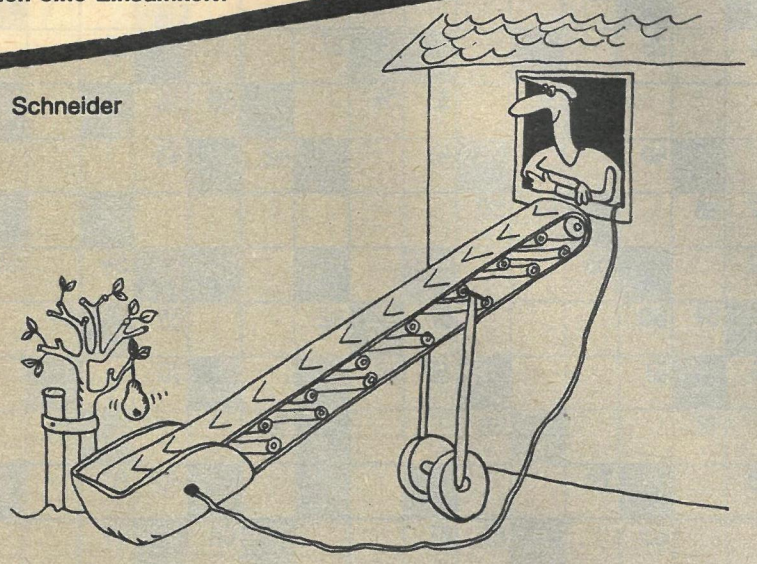
Karel Čapek

Der Regenwurm im Blumentopf

Was wissen Sie von Einsamkeit! Aber ich, ich bin beides, Männchen und Weibchen – Ach, welch eine Einsamkeit!



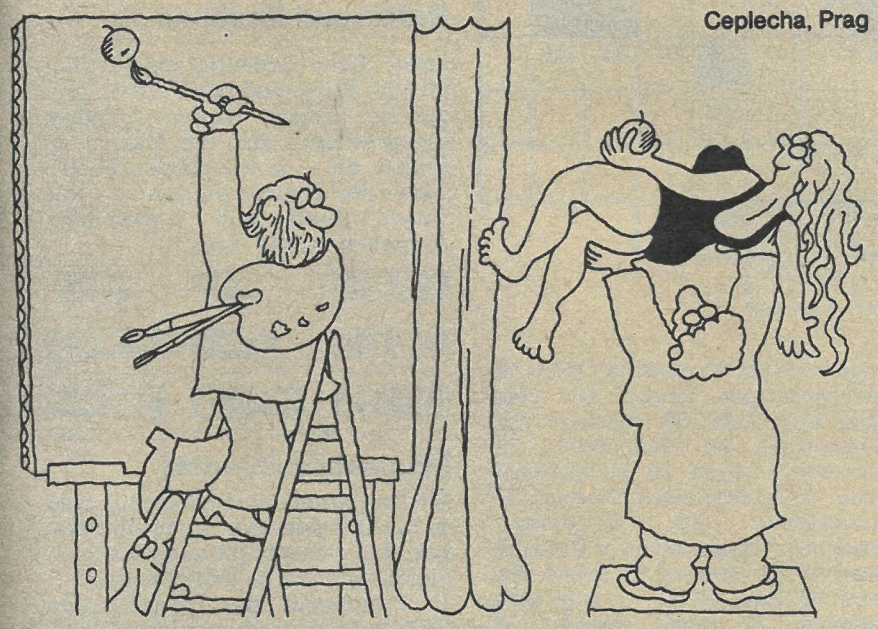
Schneider



Schneider

Conrad

Humor beackert das Zwerchfeld.



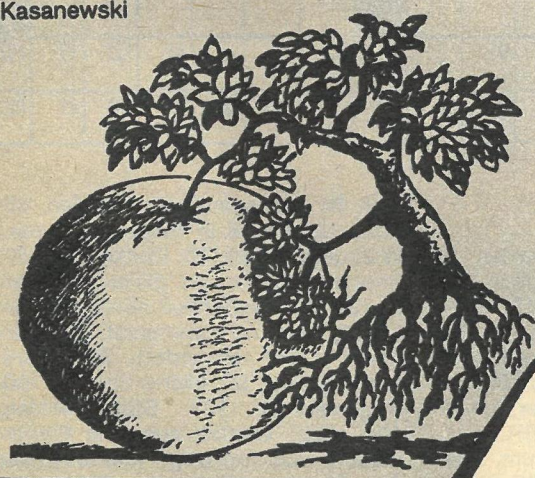
Ceplecha, Prag

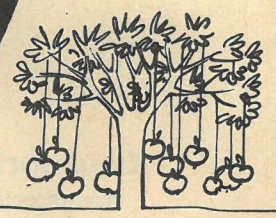
Die Zaunlatten

Seht mal, diese dämlichen Bäume: lauter Zweige und keine Ordnung.

Karel Čapek

Kasanewski





Sehfahrt

Nach starken Regenfällen bildet sich in unserem Hausgarten immer ein kleiner See. Bedauerlich, daß es keine zur See fahrenden Gartenzwerge gibt.

Heyse

Sina sechsundvierzig. Als er das Institut verließ, war sie immer noch sechsundvierzig. Als er heiratete, holte sie beim Computer keinen Rat mehr. Ein paar Jährchen vergingen. Sina kam mit einem Kinderwagen zu uns, in dem ein rosiges plärrendes Etwas lag. Meine Frau, die schließlich doch ihren 40. gefeiert hatte, empfing sie mit einer Umarmung.

„Wo hast du so lange gesteckt? Du siehst hervorragend aus. Und was ist das da?" Sina strahlte vor Glück. Sie wickelte die Decke auf. Meiner Frau lächelte ein mit Ärmchen und Beinchen strampelnder Junge entgegen.

„Hast du noch einen Enkel bekommen?" fragte meine Frau.

„Das ist mein Urenkel", sagte Sina, sich vor Erregung verschluckend. „Ein Urenkel? Wie alt bist du denn?"

„Fünfundsechzig", sagte Sina. Meine Frau zog ein finsteres Gesicht. „Der Computer hat also schließlich gesiegt?"

„Nicht der Computer". Sinas Gesicht zerfloß in einem seligen Lächeln. „Wassjutka."

„Ich wußte gar nicht, daß du um so vieles älter bist als ich", meinte meine Frau.

„Nicht älter, aber genauer."

Meine Frau nahm das Bündel Mensch auf den Arm und war sehr zärtlich zu ihm. Als der Besuch gegangen war, glänzten in ihren Augen Tränen. Sie wandte sich heftig ab und ging zum Spiegel, tunkte ihren Finger in die Cremedose und begann, sorgfältig ihre Falten unter den Augen zu massieren...

Aus „Literaturnaja gasета" von Adeline Thomas

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Lyrische Gartenhausapotheke

Alle Blüten müssen vergehen,
daß Früchte beglücken;
Blüten und Frucht zugleich
gebet ihr Musen allein.

Goethe

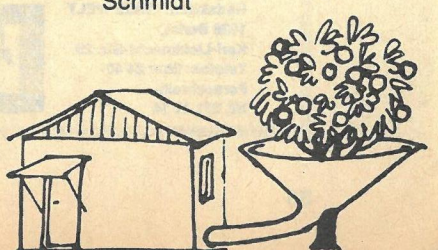
Drei der Grazien gibt's, nur eine Venus: Die Veilchen will ich zum Strauße gereiht, aber die Rose allein.

Hebbel

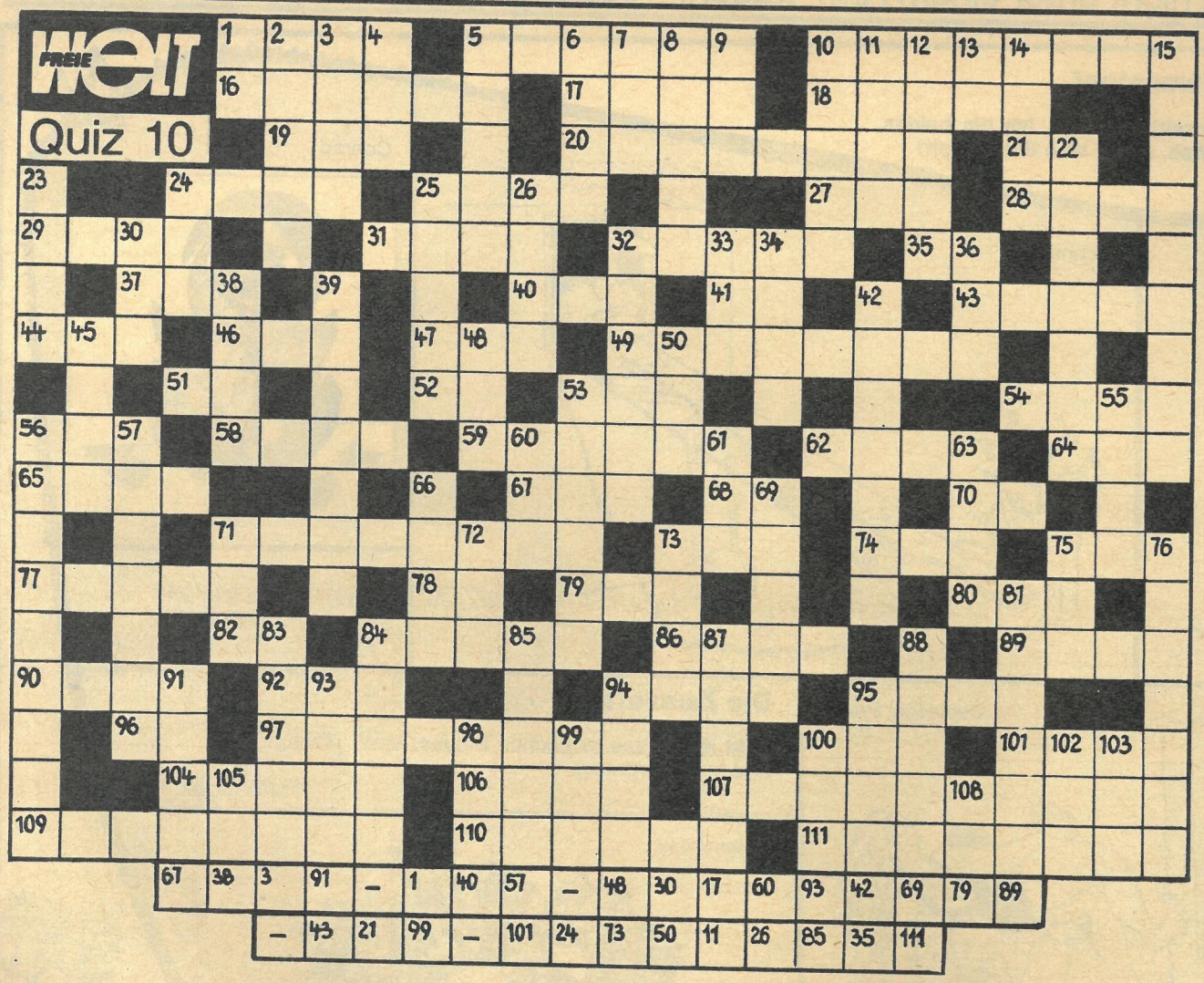
Puritaner sollten zwei Feigenblätter vor den Augen tragen.

Stanisław Lec

Schmidt



weit vom Stamme zu fallen. Wer den Baum pflanzet, genießt billig der Frucht.



dieses Mannes sind die Lösungswörter im heutigen Rätsel.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleisten am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, erwartet Ihre Antwort wie immer auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können.

Und bitte die Marke Quiz 10 oder die Zahlenleisten auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 17. Oktober 1984 (Datum des Poststempels). Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 23/1984 der FREIEN WELT.

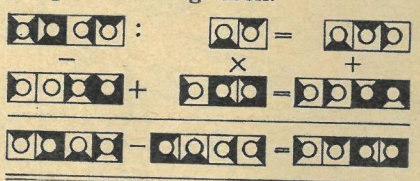
Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

67	38	3	91	–	1	40	57	–	48	30	17	60	93	42	69	79	89							
		–	43	21	99	–	101	24	73	50	11	26	85	35	111									

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Holzgewächs, 5. sowj. Tageszeitung, 10. Urbild; Muster, 16. Mädchenname, 17. spanisch-kubanischer Männername, 18. Küstenort im NO der Tschuktschen-Halbinsel, 19. kaukasisches Zupfinstrument, 20. Binnengewässer im Gebiet von Nowgorod/RSFSR, 21. chem. Zeichen für Osmium, 24. Hauptstadt der VDR Jemen, 25. Stahlplatte mit Versteifungen, 27. arab. Männername, 28. wäßrig, feucht, 29. früheres Papierzählmaß, 31. Dnepr-Nebenfluß, 32. engl. Physiker u. Nobelpreisträger (gest. 1945), 35. chem. Zeichen für Natrium, 37. Zeichen, 40. Gefrorenes, 41. Irtysch-Nebenfluß bei Omsk, 43. Komponist der Oper „Rigoletto", 44. breites arab. Segelschiff, 46. dichterisch: Adler, 47. Lebensbund, 49. Reisegruppe durch die Wüste, 51. Abk. für Sowjetunion, 52. chem. Zeichen für Nickel, 53. japan. Münzeinheit, 54. Mädchenname, 56. turksprachig svw. Berg, Gebirge, 58. Farbe, 59. starkes Faser- oder Drahtseil, 62. Staat in Vorderasien, 64. Rhône-Nebenfluß, 65. Schilf, Röhricht, 67. Männername, 68. Zeichen für Rhesus-Faktor, 70. sowj. Flugzeugtyp, 71. wasserreichster Strom Sibiriens, 73. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands, 74. Nordlandtier, 75. internat. Hilferuf, 77. Seebad in Florida, 78. italienisch: ja, 79. Titelgestalt bei Alex Wedding, 80. Wolga-Nebenfluß, 82. Kurzzeichen für Maßeinheit, 84. Massemaß für Juwelen, 86. Maas-Nebenfluß in Belgien, 89. iran. Währungseinheit, 90. Backmasse, 92. griech. Vorsilbe, svw. gleich, gleichartig, 94. Oka-Nebenfluß nördl. von Orjol, 95. französ. kommunist. Arbeiterführer (1941 ermordet), 96. spanischer Artikel, 97. kleine Sonate, 100. Augendeckel, 101. Stoffumschlag, 104. weibl. Gestalt aus „Die Fledermaus", 106. norweg. Mathematiker des 19. Jh., 107. weibl. Titelgestalt eines russ. Märchens, 109. russ. Komponist (1865–1936), 110. senkr. Mauerstreifen, 111. Name einer ASSR am Westufer des Kaspisees.

Senkrecht: 1. Abk. für Betriebsunfall, 2. Lebensjahre, 3. radioakt. chem. Element, 4. russisch: Frieden, 5. mecklenburgischer Fluß zur Ostsee, 6. Opernlied, 7. größtes Meeressäugetier, 8. französ. Schriftsteller („Der Graf von Monte Christo"), 9. engl. Biersorte, 10. südkorean. Hafenstadt, 11. schottisch-irischer Volkstanz, 12. Stearinöl, 13. chem. Zeichen für Tellur, 14. Quellfluß der Schilka, 15. Meteorstrom aus dem Sternbild Perseus, 22. Mädchenname, 23. sowj. Gewerkschaftszeitung, 24. dänischer Küstenort nordöstl. von Alborg, 25. chem. Element, 26. Futterpflanze, 30. austral. Laufvogel, 32. Enthaltsamkeit (griech.), 33. Treffer beim Fußballspiel, 34. arab. Männername, 36. lateinisches Grußwort, 38. Blattwerk der Bäume und Sträucher, 39. weibl. griech. Sagengestalt, 42. mittelitalien. Stadt (Marmor-Steinbrüche), 45. Gebirge im S der Kirgisischen SSR, 48. Spitzenschlager (engl.), 50. belg. Stadt bei Liège, 53. russisch: Rat (Staatsorgan der Werktätigen), 55. banktechn. Begriff, 56. künstlerisch-literar. Mitarbeiter eines Theaters, 57. Balkonblume, 60. französisch: Straße, 61. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 63. Filmtheater, 66. griech. Gebirge, 69. Zank, Streit, 71. engl. Männername, 72. engl. Anrede, 73. schwach tätiger Vulkan in Ostafrika, 75. Kama-Nebenfluß, 76. Stadt südöstl. von Tunis, 81. Zustandsbegriff, der Heilung oder tödl. Ausgang einer Krankheit anzeigt, 83. ein Schwermetall, 84. sowj. Marschall, 85. Abwesenheitsnachweis, 87. westafrikan. Fluß in Gabun, 88. svw. unverheiratet, 91. Trinkgefäß, 93. Einzelvortrag, 94. weibl. Gestalt aus de Costers „Ulenspiegel", 95. ital. Stadt mit schiefem Turm, 98. sowj. Schachgroßmeister, 99. Ort im SW der sowj. Halbinsel Kanin, 100. Abk. für Lysergsäurediathylamid (ein Rauschmittel), 102. Baumteil, 103. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 105. vertrauliche Anrede, 108. französ. Artikel.

In Samarkand, der Stadt mit den märchenhaft schönen Moscheen, gibt es auch Überreste eines Observatoriums, mit dessen Bau im Jahre 1420 begonnen wurde. Der Bauherr (er lebte von 1394 bis 1449), Enkel des berühmt-berüchtigten Timur Lenk, war ein bis nach Europa hinein bekannter Astronom. Name und Stand

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:

1. Hauptstadt der Ukrainischen SSR, 2. Stadt in Rumänien, 3. Lasttier, 4. Männername, 5. See in Nordamerika, 6. Industriestadt in Belgien, 7. Vulkan in Ostafrika.

1 U						
2	T					
3		L				
4			F			
5				B		
6					E	
7						E

Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. Zugvogel (Mz.), 2. Entfernungsmesser, 3. chirurg. Eingriff, 4. nach einer mittelamerikan. Republik benannte Kopfbedeckung, 5. svw. Erdöl, 6. Einsiedelei, 7. wich-

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

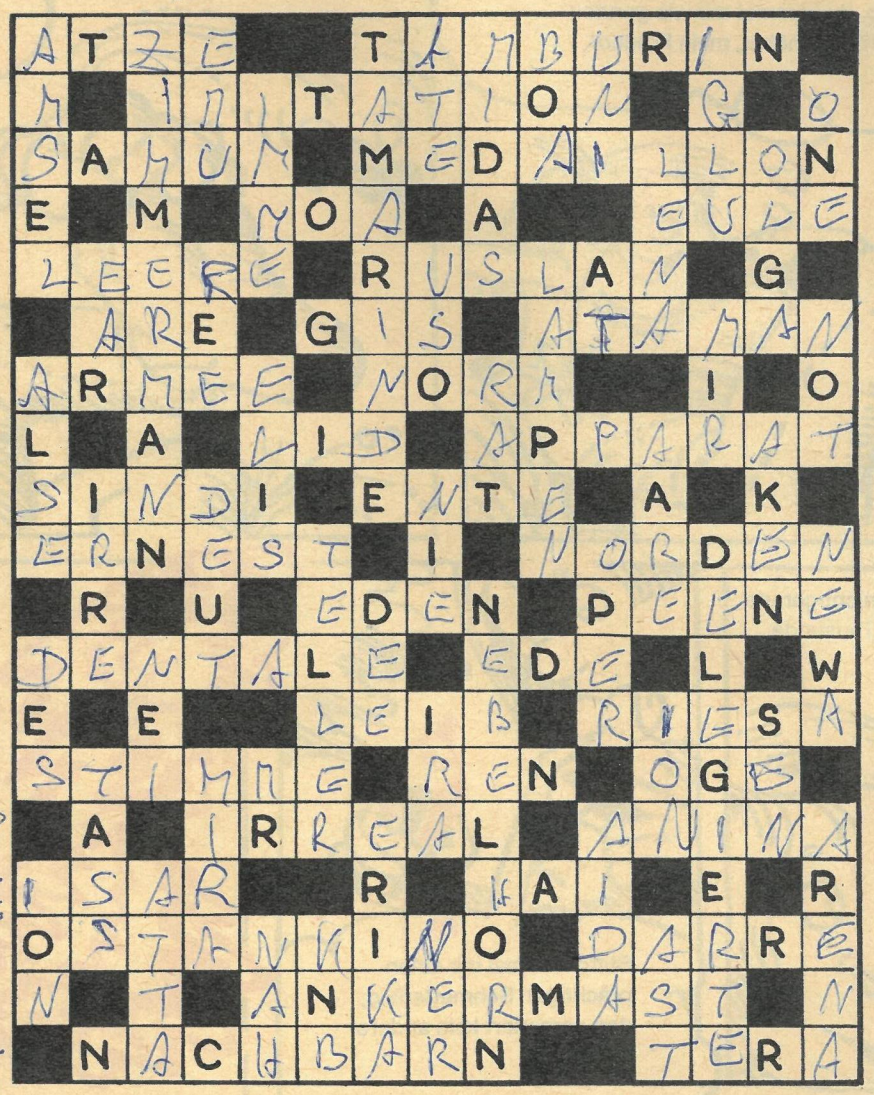
tigster Teil eines Weckers, 8. ein Tropfstein, 9. Wissenschaft v. d. höheren Luftschichten, Spezialgebiet der Meteorologie, 10. sowj. Hafenstadt im Wolgadelta, 11. Überlieferung; herkömml. Brauch.
Senkrecht: die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben die Bezeichnung für einen Sommerzwischenfruchtanbau.

1			W	A	L			
2				M	E	T		
3		E	R	A				
4	A	N	A					
5				O	L	E		
6					T	A	G	
7		U	T	E				
8	T	A	L					
9				L	O	G		
10						H	A	N
11	R	A	D					

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

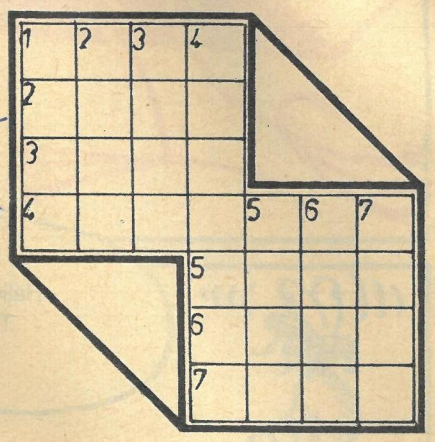
1. Singvogel, 2. Kampfplatz, 3. Kinderzeitschrift der DDR, 4. svw. Maifisch, 5. schweizer. Flächenmaß, 6. Blattschneideameise, 7. Führer einer Kosakenabteilung (Titel), 8. griech. Göttin der Verblendung, 9. Streitmacht, 10. chem. Zeichen für Astatin, 11. svw. Gerät, Vorrichtung, 12. Verdi-Oper, 13. Stadt a. d. Elbe, 14. Landevorrichtung für Luftschiffe, 15. schweizer. Rheinnebenfluß, 16. rumän. Industriestadt im Banater Gebirge, 17. Baumteil, 18. Riesenschlange, 19. die Mitglieder einer Delegation, 20. musikal. Halbton, 21. Zahnlaute, 22. frühere holländ. Kupfermünze, 23. Trockengerüst, 24. schott. Fluß zur Nordsee, 25. Nachtvogel, 26. englisch: Ohr, 27. Schwimmvogel, 28. Straußenvogel, 29. Vorname des Schriftstellers Hemingway, 30. altgriech. Küstenlandschaft, 31. Roman von Lem, 32. Heidekraut, 33. Titelgestalt bei Alex Wedding, 34. Ausweglosigkeit, 35. Nachahmung, 36. Mädchenname, 37. Schneehütte der Eskimo, 38. svw. unwirklich, 39. Biene, 40. griech. Insel, 41. Donaunebenfluß, 42. Elementarteilchen, 43. musikal. Halbton, 44. Meeresraubfisch, 45. Kreisnaturschutzbeauftragter (Abk.), 46. Vakuum, 47. Beleuchtungskörper (Mz.), 48. Augendeckel, 49. ostsibir. Strom, 50. svw. Körper, 51. griech. Sagenkönig, dem alles von ihm Berührte zu Gold wurde, 52. Stern im Sternbild Walfisch, 53. runder oder ovaler Kettenanhänger, den man öffnen kann, 54. Abk. für Mister, 55. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands, 56. russisch: Frieden, 57. persische Rohrflöte, 58. Fluß durch Leningrad, 59. strikte Verneinung, 60. Richtschnur; Maßstab, 61. nicht fern, 62. Signalgerät auf Schiffen und Leuchttürmen, 63. Himmelsrichtung, 64. Warta-Nebenfluß, 65. der nebenan Wohnende (Mz.), 66. mißliche Lage, 67. musikal. Bühnenstück, 68. japan. Fächer, 69. weibl. Operngestalt aus „Eugen Onegin", 70. Stadtteil Moskaus (Fernsehturm), 71. engl. Zahlwort, 72. mecklenburg. Fluß zum Oderhaff, 73. Titelgestalt einer Glinka-Oper, 74. Wendekommando, 75. Industriestadt a. d. Elbe, 76. helfender Hinweis, 77. heißer afrikan. Wüstenwind, 78. japan. Währungseinheit, 79. küstennaher Ort im SW der Estnischen SSR, 80. eine Winkelfunktion (Abk.), 81. Lautäußerung des Menschen, 82. Tropenbaum (Johannisbrotgewächs), 83. kleine Handtrommel mit Schellen, 84. Teil des Eßgeschirrs, 85. vor Maßeinheiten das Millionenfache, 86. sowj. Nachrichtenagentur, 87. Abk. für Universität, 88. Handelsbrauch, 89. Handwerksberuf.



Füllrätsel

1. sowj. Primaballerina früherer Jahre, 2. Fahrzeuganlasser, 3. dramatisch bewegtes episches Gedicht, 4. Import, 5. Durchmesser der Rohre von Feuerwaffen, 6. eine Provinz Äthiopiens, 7. Betäubung.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 7 – ergeben die Bezeichnung für ein sowj. Turkvolk in Zentralasien.



Schach

Vorsorge trug Früchte
BEN-ONI, Jelena Achmylowskaja (UdSSR)–Pia Cramling (Schweden), Tbilissi '84: **1. d4 sf6 2. Sf3 e6 3. c4 c5 4. d5 ed 5. cd d6 6. Sc3 g6 7. Sd2 Lg7 8. e4 0–0 9. Le2 Te8 10. 0–0 Sbd7 11. a4 Se5 12. Ta3 g5** à la Robert Fischer) **13. Te1 Sg6 14. Lb5 Tf8 15. Sf1 Sg4 16. Le2 S4e5 17. Sg3 Sf4 18. Dc2 Seg6 19. Sd1 Le5?! 20. Se3 Sh4 21. Lf1 Kh8 22. Sc4 f6 23. Ld2 Ld7 24. Se2 Tg8 25. Kh1 De8 26. S:e5 fe 27. b4! Tc8? 28. bc T:c5 29. Db2 S:e2 30. L:e2 L:a4 31. Le3 Tc7 32. Db4 b5 33. D:d6 Tcg7 34. Lc1! Tg6 35. Dc5 Tb6 36. Lb2 Sg6 37. Lh5 Db8 38. L:g6 Tb:g6 39. d6 Te6 40. L:e5+ Schwarz gab auf.**

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Elan – Peso – Pore – Laden – Lido – Herd – Reis – Tanne

Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter (in der oben gegebenen Reihenfolge gelesen) ergeben die Bezeichnung für einen alljährlich im November wiederkehrenden Meteorstrom.

Auflösungen aus Heft 19/1984

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Roter Platz, 7. Bersarin, 11. Omsk, 14. Earl, 16. Stute, 19. Elen, 21. Ambra, 23. Artel, 24. Anode, 25. Argus, 26. Oil, 27. Lem, 28. Anina, 29. Epos, 31. Ort, 33. Maine, 37. Sanok, 41. Aden, 42. Firn, 44. Rostow, 45. Gilels, 46. Aloe, 49. Lager, 50. Stau, 52. Posse, 55. Alk, 56. Ale, 59. Robe, 61. Akte, 62. Reseda, 66. Surgut, 67. Air, 68. Lanze, 70. Anis, 72. Arc, 75. Nana, 77. Rahe, 78. Oborin, 80. Enge, 81. Cali, 83. ATA, 85. Aken, 87. Elis, 89. Bearn, 92. Maure, 95. Etat, 96. Bagage, 98. Terni, 99. Eismeer, 100. Samen, 102. Gier, 104. Troll, 105. Neer, 106. Tael, 107. Beresina, 108. Lomonossow.
Senkrecht: 2. Ostankino, 3. Elton, 4. Lie, 5. Teer, 6. Zange, 7. Blase, 8. Rab, 9. Alai, 10. Ida, 12. Moll, 13. Kosmonaut, 15. Star, 17. uni, 18. Edam, 20. Lahn, 22. Ross, 30. Projekt, 31. Oker, 32. TASS, 34. Ana, 35. Erek, 36. Ossa, 38. Aga, 39. Nigeria, 40. Ole, 43. Nis, 47. Lab, 48. Olescha, 49. Lee, 51. Tran, 53. Seni, 54. Erz, 57. Iau, 58. Gel, 60. Uri, 63. Ern, 64. Dame, 65. Taschkent, 67. Anna, 69. Zigarillo, 71. Stil, 72. Aras, 73. Rat, 74. Art, 76. Ahn, 79. Barbe, 82. Leiste, 84. Beta, 86. Klee, 88. Iden, 89. Baske, 90. Nanna, 91. Nagel, 92. Met, 93. Arras, 94. UNO, 95. Erbe, 97. Giro, 101. Mai, 103. Rho.

Kreuzgitter. Waagerecht: Alma-Ata (48), Aral (44), Laue (12), Arve (10), Rasin (8), Eger (28), Ente (36), Vera (46), Arras (42), Arber (14), Oran (49), Ismail (13), Eloge (32), Ressort (1), Kette (25), Etamin (39), Kern (15), Fleet (50), Kiste (35), Kate (21), Gier (37), Ster (24), Erika (33), Note (22), Vase (26), Ried (29), Rastral (45).
Senkrecht: Aorta (43), Maser (5), Agnes (54), Alster (34), Aue (7), Reger (47), Larve (51), Melange (38), ergo (52), Rispe (2), Ana (3), anno (27), Brett (6), Ole (9), Irene (4), Geist (40), Sekt (11), Ren (41), Krokant (30), Taft (19), Ali (53), Reiher (16), Leser (17), Eleve (20), Kreis (31), Stier (55), Email (23), Rad (18).
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht. Limonade, 3. Riga, 4. Voliere, 7. Alternative, 9. Grobian, 12. Hagel, 13. Ballonreifen.
Senkrecht: 1. Liga, 2. Natalie, 3. Rigel, 5. Reserve, 6. Mutter, 7. Allegro, 8. Tiber, 10. Biathlon, 11. Angel, 12. Hafen.
Wörterband. Von außen nach innen: Liesen, Netto, Leder, Egge, Leber, Agave, Tat, Izmir, Atem, Aden, Kanon.
Von innen nach außen: non, Akne, Dame, Tarim, Zitat, Eva, Gare, Beleg, Gerede, Lot, Tenne, Seil.
Füllrätsel: 1. Galeere, 2. Allende, 3. Gangway, 4. Ardenne, 5. Reaumur, 6. Instanz, 7. Neuerer. – Gagarin.
Nur vier Buchstaben: Abel, Bela, Elba, Labe.
Umstellrätsel: Alpen, Ulan, Rast, Oper, Riege, Ampel. – Aurora.
Kreisleiste: 1. Hering, 2. Helena, 3. Garten, 4. Aargau, 5. Aurora, 6. Eroika, 7. Kasten. – Gagarin.
Buchstabentausch: Haken, Horn, Star, Krim. – Krai.
Raten und Rechnen:

7518	:	21	=	358
–		x		+
2634	+	86	=	2720
4884	–	1806	=	3078

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

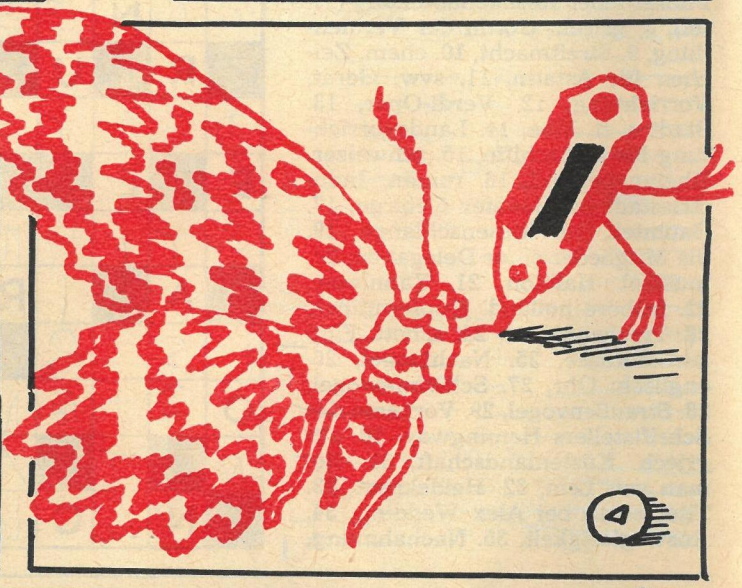
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

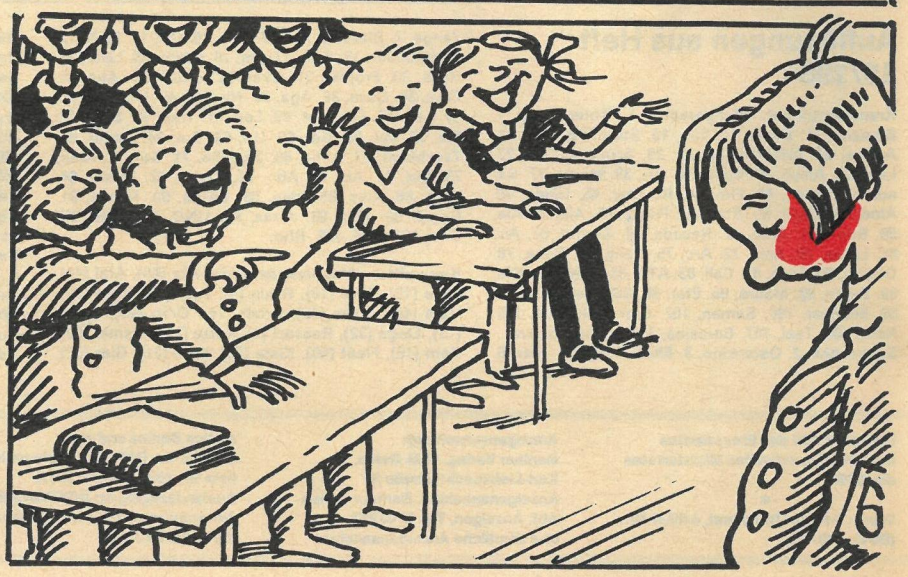
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberstift

10

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.





Fortsetzung von Seite 33

Polonäse und die Macht der Tonkunst

meister Hummel: „Wer von den lebenden Pianisten hat diesen runden, sauberen, präcisen Anschlag, diese merkwürdige, nie ermüdende Geläufigkeit der Finger…“ Aber das war schon Anfang Mai und Shukowski nicht mehr in Berlin. Ihn zog es nach Italien. Darum konnte er auch nicht mehr dabei sein, als am 26. Mai mit Goethes „Iphigenie“ schließlich auch die Bühne vom Schauspielhaus eingeweiht wurde.

Aber auch ohne dieses Ereignis – Shukowskis Tage in Berlin waren erlebnisreich. Nie fehlte es an Geselligkeit, an Gelegenheit zu anregender Konversation.

Gegen Abend fuhr Shukowski oft ins Theater. Von den Schauspielern beeindruckte ihn am meisten Ludwig Devrient, den er zum erstenmal in Terenz' altrömischem Lustspiel „Die Brüder“ erlebte. Schon hierbei, in der Rolle des Sklaven, fand Shukowski ihn unvergleichlich. Am Abend darauf sah er ihn wieder als Shylock in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“. Nicht nur sein Eindringen in das vielschichtige Wesen der Figur, auch Devrients künstlerische Wahrhaftigkeit erfüllten Shukowski mit Hochachtung.

Aber bei weitem nicht jedes Theatererlebnis war ein Kunstgenuß. Am 18. Januar 1821 notierte Shukowski: „Ein einfältiges Stück L. M. F. und ein albernes Ballett.“ Was war los? Der Gast schweigt aus Höflichkeit. Theaterzettel aus jenen Tagen sind keine zu finden, aber zum Glück gibt's noch die alte Vossische Zeitung. Sie kündigt für jenen Tag an: „Die Heimkehr des Großen Kurfürsten“, Schauspiel in drei Abteilungen von Baron Friedrich de la Motte Fouqué (neu einstudiert) und „Die glückliche Rückkehr“, militärisches Ballett in einem Aufzug.

Armer Shukowski! Er mußte wohl oder übel ausharren in seiner Loge bis zum banalen Ende. Bloß gut, daß der fade Eindruck überlagert wurde von einer Fülle eindrucksvoller Erlebnisse. Zu den Künstlern, die Shukowski kennenlernte, gehörte auch der Bildhauer Christian Daniel Rauch. Zu ihm in die Klosterstraße fuhr er schon bald nach seiner Ankunft in Berlin.

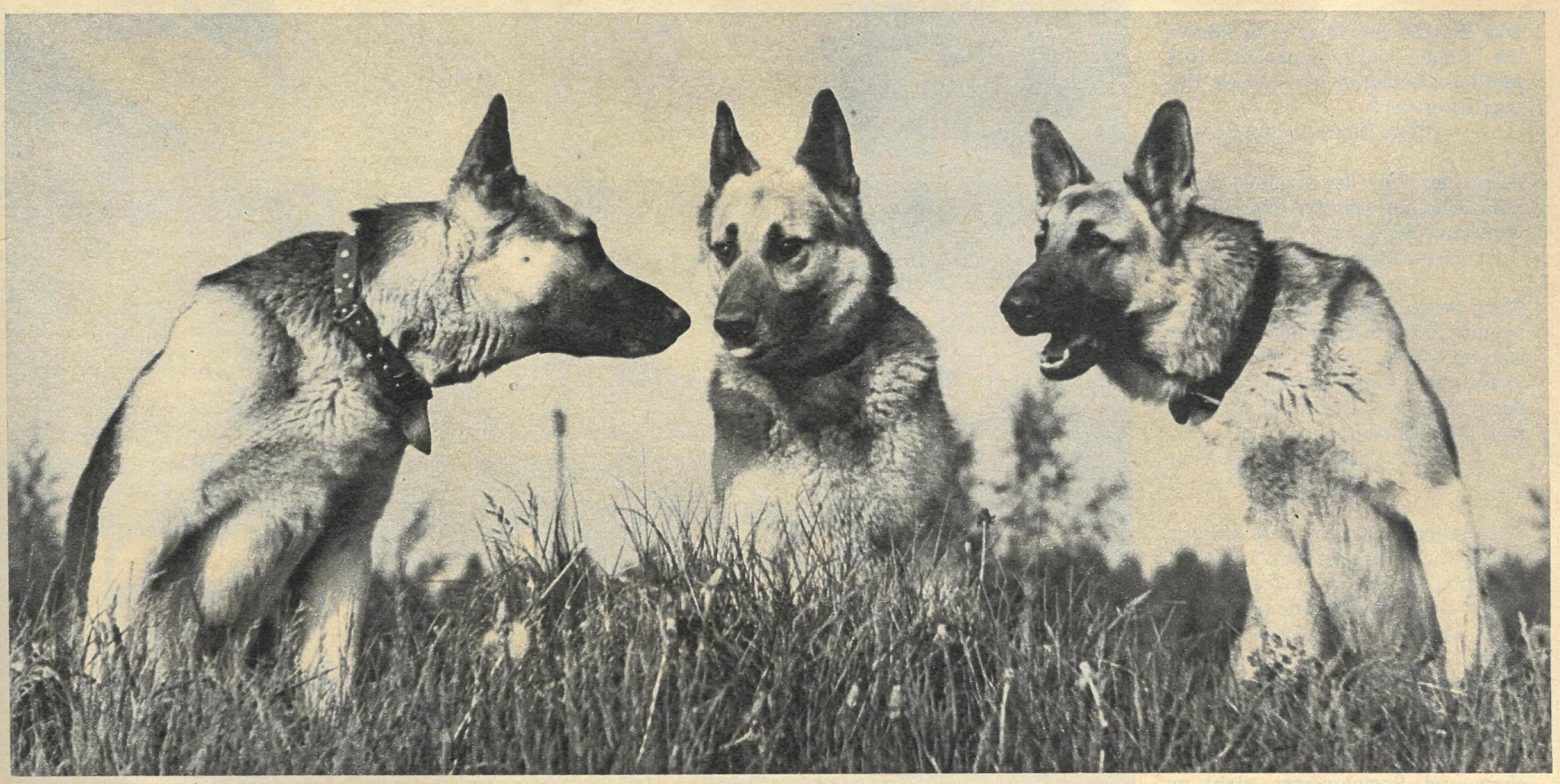
Der Bildhauer empfing den Gast sehr liebenswürdig, führte ihn durch die Werkstatt, sprach über Arbeiten, die gerade auf der Drehscheibe standen. Von mehreren Statuen beeindruckte Shukowski am meisten der aus Marmor herausgehauene Scharnhorst. Rauch war einerseits glücklich, weil ihm für diese Statue ein wunderbares Stück Marmor in die Hände geraten war, andererseits quälte ihn gerade darum der Gedanke, sie bald schon Wind und Wetter aussetzen zu müssen. Sie war zusammen mit dem Denkmal für Bülow vorgesehen für den Platz an der Neuen Wache. Eine Schinkelsche Idee. Bei der Neuen Wache wie auch beim Schauspielhaus war der Geheime Oberbaurat bedacht auf eine harmonische Platzgestaltung.

Rauch als Bildhauer, Schinkel als Baumeister – ein jeder ein Überragender in seinem Bereich. Als Schinkel das Schauspielhaus konzipiert hatte, übertrug er die Ausführung vom bauplastischen Anteil der Arbeiten der Werkstatt von Christian Daniel Rauch. Selber modellierte Rauch für den Giebel an der Haupteingangsseite den Apollo und das Greifengespann. Rauchs engster Mitarbeiter, der Bildhauer Christian Friedrich Tieck, war um diese Zeit noch in Italien. Über Jahre hinweg hatten beide nahe der Marmorbrüche, in Carrara, miteinander gearbeitet. Als im Frühjahr 1819 auch Tieck in die gemeinsame Berliner Werkstatt zurückkehrte, übernahm er als erstes den Auftrag fürs Schauspielhaus. Die Relieffiguren hatten zur Zeit von Shukowskis Atelierbesuch ihren Platz in den Giebelfeldern vom Schauspielhaus schon gefunden. Auch viele der Musikerbüsten für den Konzertsaal hatten Rauch und Tieck modelliert. Sie waren plaziert in den Nischen der goldeingefaßten marmorweißen Wandfelder. Eine würdige und zugleich heitere Raumatmosphäre – Schinkels Absicht war gelungen. Die Presse lobte sein Schauspielhaus als das trefflichste Gebäude der neueren Zeit und eines der schönsten von Berlin. Wer sie erlebt hatte, die festlichen Räume, erzählte alsbald anderen davon. Das Staunen der einen nährte die Neugier der anderen. Nicht jeder war in der Lage, eine der Veranstaltungen zu besuchen. Aber wenigstens sehen, wovon andere schwärmten, das wollten auch die Nicht-Konzertgänger. So kam es, daß bald mehr und mehr Menschen nach einer Gelegenheit suchten, zwischendurch hineinzugelangen in das neue, das vielgepriesene Haus. Um all die Neugierigen fernzuhalten, bedurfte es einer besonderen Kontrolle und eines ausdrücklichen Zutrittverbotes durch Brühl, den Generalintendanten.

Und Shukowski? Er war gut bekannt mit ihm, darum kann angenommen werden, daß ihm Gelegenheit gegeben wurde zu einer Sonderführung durch alle Räume des Hauses.

Regina Reichelt

Fotos: Archiv



Von Hund zu Hund

Wer sich ein Herz faßte und ein Ohr riskierte in solcher Runde, der könnte allerhand erfahren. Was man sich so erzählt unter Vierbeinern – ob da tatsächlich ein Urhund war, Stammvater sämtlicher Raubtiere, einschließlich Bär und Stubenkatze; ob der Wolf verantwortlich zeichnet für jeglichen Haushund, vom Boxer bis zum Lhasa-Apso, oder ob nicht doch der Schakal, vielleicht sogar Reineke Fuchs… Höchst wissenswert auch, wie Hunde urteilen über die Zweibeiner. Trifft es zu, daß der Dobermann die Kletterwand so fanatisch liebt wie sein Herr, der „Hundesportler“? Schätzt der Sieger der Zuchtschau auch an seinem Besitzer makellose Hinterbeine, trockene Schnauze, steife Rute? Läßt der alte Dackel sein Frauchen mit so ergebener Geduld an sich herumnörgeln wie sein Vorgänger, der Ehemann? Übrigens: keine Angst vor großen Hunden. Gefährlich werden nur ihre Eigentümer; die mögen nun mal kein Wort mit „ö“! *H. F.*

Foto: W. Gende-Rothe

Was habe ich vorher schon von Tuwinien gewußt? Nichts!

Heinz Schulz, Frankfurt/Oder

Ich hätte nicht gedacht, daß eine Jurte innen so wunderschön aussehen kann.

Gerda Elze, Dessau

Durch Ihre Serie bekommt man Verständnis auch für Sitten und Gewohnheiten, die einem – wenn man sie auf Reisen selbst erlebt – oft unverständlich bleiben würden.

Peter Ranft, Leipzig

Wunderbar finde ich die Tradition, daß die Fürsorge für die alleinstehende Mutter selbstverständlich auf den Sohn übergeht.

L. Troschätz, Dresden-Leuben

Das Porträt der alten Frau könnte ich immer wieder ansehen. Hoffentlich versäume ich keinen Beitrag Ihrer Serie.

Olga Böhm, Schuenhagen

Allein das Foto der schönen Swetlana Scholban war für mich ein tuwinisches Ereignis.

Hans-Jürgen Nath, Schwerin

Ganz besonders gefiel mir der Abschnitt „Über Menschlichkeit". Was sich oft Eltern bei uns erhoffen, ein gutes Miteinander mit den erwachsenen Kindern, ist für die Tuwiner kein Wunschtraum.

Edeltraud Spiering, Hennigsdorf II

Wir haben unseren Heimkindern das Gedicht „Heimatland" von Jekaterina Tanowa vorgetragen, um ihnen an diesem Beispiel den Begriff „Heimat" zu veranschaulichen.

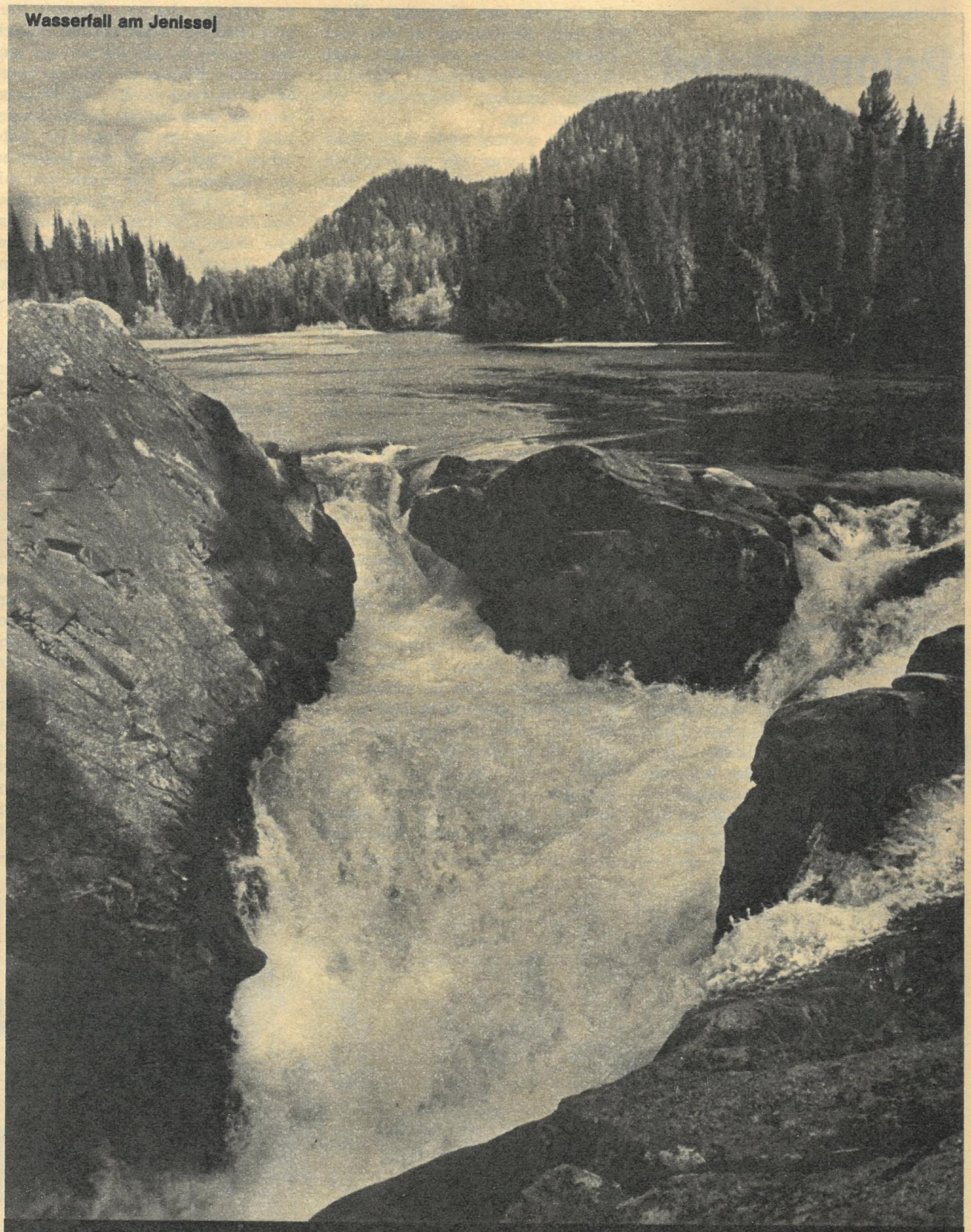
Die Erzieherinnen des Karl-Marx-Heimes Leuna

Gut finde ich, daß auch die Märchen und Sprichwörter nicht zu kurz kommen.

Brigitte Schultz, Ückermünde

Ich bin Geographie-Lehrer, Ihre Beiträge kann ich sehr gut im Unterricht verwenden. Anschaulicher als manches Lehrbuch!

Dieter Taube, Halle



Wasserfall am Jenissej

„Bitte noch ein Foto von der wunderschönen tuwinischen Landschaft." Renate Ringer, Merseburg

Tuwinische ASSR

Über 50 000 Leser schrieben uns bisher zu unserem 17. Sammelbeitrag innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR" (FW 15/84). Alle, die uns außerhalb des Preisrätsels Fragen stellten, Anregungen gaben, die Kritik äußerten, Lob spendeten... erhalten eine Antwort. Allen Lesern, die uns zusammen mit dem Lösungswort ihre Meinung schrieben, sei an dieser Stelle gedankt.

Der Beitrag über die Tuwinische ASSR ist nach Umfang, Inhalt und Gestaltung der gelungenste innerhalb der Serie.

Gerd Otto, Olbernhau

Macht bitte weiter so, mir gefällt die Sammelserie, in der man auf so anschauliche Weise erfährt, wie die kleinen, vom Aussterben bedrohten Völkerschaften nach der Oktoberrevolution ein menschenwürdiges Leben begannen.

Otto Ronniger, Potsdam

Können Sie etwas über die ältesten architektonischen Denkmäler Tuwiniens sagen und etwas über die „tuwinische Zeit" v. u. Z.?

J. Müller, Berlin

Die ältesten tuwinischen architektonischen Denkmäler stammen aus dem Jungpaläolithikum. In der Bronzezeit begannen sich in Tuwinien Viehzucht und Bergbau zu entwickeln. Im 7. bis 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung entwickelte sich die Viehzucht weiter, die Lebensweise veränderte sich zu der von Halbnomaden. Am Wendepunkt der Zeitrechnung – vom 2. Jahrhundert v. u. Z. bis zum 1. Jahrhundert u. Z. – drangen mit den Hunnen verwandte Stämme in Tuwinien ein. (So steht es in der „Großen Sowjetenzyklopädie", Band 26.)

Haben alle Tuwiner eine Zeitung?

Petra Werner, Leipzig

Man beantwortete uns diese Frage in Tuwinien mit einem „Ja" und fügte hinzu, daß viele Tuwiner 3 bis 4 Zeitungen abonniert haben.

Sahen Sie in jeder Jurte ein Radiogerät?

Franz Hans, Gera

Ja, in jeder.

Benutzen die Tuwiner moderne Küchengeräte?

Renate Schön, Bernau

In der Stadt selbstverständlich, auch auf dem Lande in den festen Häusern. In den Jurten muß man noch ohne sie auskommen.

Trägt man in Tuwinien grundsätzlich die Nationaltracht oder auch schon Hemd und Hose?

Brigitte Berlin, Berlin

Man muß nach Tuwinern in Nationaltracht nicht besonders Ausschau halten, aber auch nicht nach Tuwinern in Hemd und Hose. In Kysyl kleidet man sich wie in Moskau oder – Leipzig.

Warum erscheint die Völkerschaftsserie in so großen Abständen? Kalmykien erst 1985? Bitte öfter!

Franz Musolek, Potsdam

Wir setzen unsere Völkerschaftsserie 1985 mit einem umfangmäßig großen Beitrag über die Kalmyken fort. Damit die Abstände zwischen diesen Beiträgen nicht so groß sind, veröffentlichen wir innerhalb der Sammelserie auch noch andere Beiträge. In diesem Jahr stellen wir (auf vier Seiten) die Ewenen vor, und wir bringen unsere zweite Märchenserie – mit Märchen mittelasiatischer Völker, mit den Beludshen, Dunganen, Karakalpaken, Kasachen, Uiguren, Usbeken.

Wann endlich erscheint die Völkerschaftsserie als Buch?

Brigitte Klett, Binz

Ein Buch ist beim Verlag Neues Leben Berlin vor zwei Jahren erschienen. Sein Titel: „Zwischen Weißem Meer und Baikalsee" – zu Gast bei Adygen, Burjaten und Kareliern. Ein zweites Buch „Diesseits und jenseits des Polarkreises"

erscheint im ersten Halbjahr nächsten Jahres ebenfalls im Verlag Neues Leben; in diesem Buch wird über die Südosseten, Karakalpaken, Tschuktschen und Eskimos berichtet.

Für den Philatelisten ist besonders interessant, daß es eigene Briefmarken der Volksrepublik Tannu-Tuwa gab. Wissen Sie mehr darüber?

Horst Pedde, Erkner

In den ersten Jahren nach Gründung der Volksrepublik Tannu-Tuwa vermißte niemand Briefmarken, denn kaum ein Tuwiner war des Lesens und Schreibens kundig. Wer doch Post zu befördern hatte, bediente sich sowjetischer Marken. Die ersten zehn tuwinischen Marken erschienen 1926, sie wiesen eine sinnbildliche Darstellung, ein Lebensrad, auf. Gedruckt wurden sie in Moskau.

Der Sekretär für Agitation und Propaganda, Dandar-ool Kök-Chunajewitsch Oorshak, sagte Ihnen in Tu-

winien, daß eine Moskauer Grafikerin tuwinische Marken entworfen habe. Wer war das?

Tanja Misch, Schwerin

Da handelt es sich um Olga Amossowas Markenserie aus dem Jahre 1927. Die 14 Wertstufen zeigen einheimische Darstellungen des Landes.

Ich warte immer voll Spannung auf Beiträge Ihrer Sammelserie, weil ich aus den Darlegungen viele Erkenntnisse für die Textgestaltung meines philatelistischen Ausstellungsexponats gewinne. Welche Einzelheiten wissen Sie über die tuwinischen Marken?

Wolfgang Strauch, Herold

Die Marken dieser Seiten sind von dem Moskauer Künstler W. Sawjalow, der über 500 sowjetische Briefmarken entwarf, darunter auch die berühmt gewordene Serie zur Rettung der Tscheljuskin-Besatzung 1935. Die tuwinischen Marken sind zweisprachig gedruckt: in Englisch und in der latinisierten tuwinischen Schrift. Die Wertangabe erfolgte bis 1935 in der Währung Mungo und Tugrik, 100 Mungo entsprachen 1 mongolischen Tugrik; 1935 bis 1945 wird der Wert in Kopeken angegeben, 100 Kopeken entsprachen 1 Akşa.

Wie rar sind tuwinische Marken?

Katharina Welt, Rostock

Wenn man Glück hat, kann man sie auch heute noch hin und wieder durch Tausch erwerben. Der Druck der tuwinischen Marken erfolgte bis 1942 in der Staatsdruckerei Moskau, danach in der Druckerei der „Tuwinskaja Prawda" in Kysyl. Interessant für den Philatelisten, daß nur wenig Auslandspost vorliegt. Das liegt daran, daß Tannu-Tuwa nicht Mitglied des Weltpostvereins war. Und so sind Marken aller Ausgaben auf echt gelaufenen Briefen außerordentlich selten.

Gibt es auch Briefmarken-Motive aus der Geschichte Tannu-Tuwas? Ihrem Beitrag entnahm ich, daß Tuwinien im Oktober dieses Jahres 40 Jahre zur Sowjetunion gehört.

Gisela Rast, Greifswald

Über den Kampf gegen Konterrevolutionäre und für die Souveränität der Volksrepublik zu Beginn der zwanziger Jahre berichten Motive mit der Darstellung einer Partisanenabteilung, eines Soldaten vor einem Wachturm und einer Kampfszene gegen Weißgardisten; diese Marken erschienen 1936, zum 15. Jahrestag der Gründung der Volksrepublik Tannu-Tuwa. Tschumit Dashi, der Vorsitzende des Ministerrats der am 21. August 1921 vom 1. Alltuwinischen Volkskongreß in Sug-Bashi ausgerufenen Volksrepublik, ist innerhalb dieser Serie im Porträt wiedergegeben.

Gibt es auch sowjetische Briefmarken mit Abbildungen der Tuwinischen ASSR?

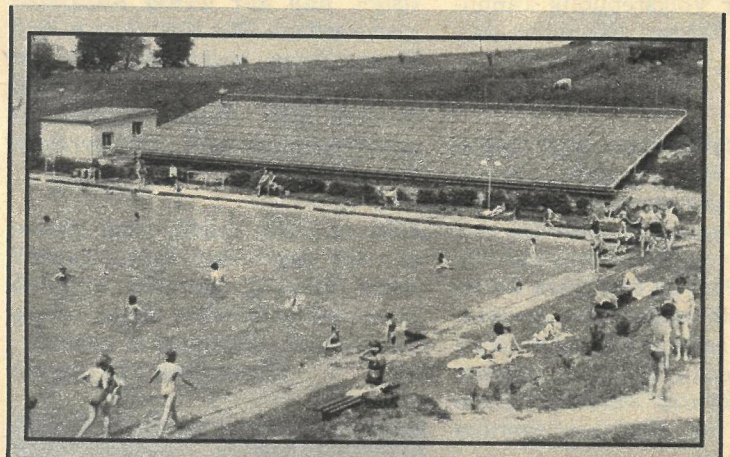
Heinz Strehlau, Suhl

Als Nummer 2720 ist im Lipsia-Katalog ein Markenmotiv der Tuwinischen ASSR gewidmet, es zeigt die Hauptstadt Kysyl.

Die Leserfragen beantworteten Gisela Reller, die Autorin der Serie „Völkerschaften der UdSSR", und Henri Hamann, Chefredakteur der philatelistischen Fachzeitschrift „sammlerexpress".

Nachgedacht und mitgemacht

... so lautete das Motto unserer DDR-Geburtstags-Leseraktion. Wir erhielten dazu 479 ausführliche Briefe. Für unser Leserforum zum 7. Oktober möchten wir nochmals einige Auszüge veröffentlichen.



Sonnengewärmt

„Energie für den Schornstein?“ (FW 18/84) brachte mich darauf, Ihnen dieses Foto zu schicken: In Taubenheim, Kreis Bautzen, wärmt eine „Klärchen“-Anlage das Wasser im Volksbad an. Vom Kombinat Luft- und Kältetechnik Dresden und dem VEB Akkumulatorenwerk Taubenheim wurde die zweite Sonnenkollektoranlage der DDR dort installiert. Viele Einwohner halfen mit und können sich nun auch an kühlen Tagen im Schwimmbecken tummeln.

Kurt Siegl, Bautzen

Mit weiter Büx

Eine Frage zu den „Fischern von Mönchgut“ (FW 18/84): Ich hörte von den Inseltrachten. Wie sieht die von Mönchgut aus?

Inge Schön, Erfurt

Kleidsam, finden wir (siehe Foto). Und praktisch – die weiten Hosen der Männer trockneten schnell, das enganliegende Häubchen der Frauen schützte vor dem „Sturmgebrus“.

Echo aus Chełm

Vom 4. bis 19. August war ich mit einer Jugendgruppe aus der DDR in der polnischen Bezirksstadt Chełm als Dolmetscher. Meine Reiselektüre: FW 15/84 mit dem Beitrag über die „Neun-Tage-Hauptstadt“. Bei einer Zusammenkunft mit polnischen Freunden zeigte ich ihnen die Publikation. Sie waren sehr erfreut, daß eine DDR-Zeitung über ihre Stadt berichtet hat. Der kleine Bildtextfehler auf Seite 21 oben wurde sofort entdeckt. Es handelt sich um das Neubauviertel „XXX. Jahrestag“ – nicht „35. Jahrestag“.

Helmut Rometsch, Burg

Das Foto zeigt polnische Schülerinnen, die ihre Ferien in der DDR verbrachten, als Erntehelfer in der GPG „Am Weinberg“ in Dresden-Pillnitz.

Planvorlauf

Den Beitrag „Von der Last des Salzes“ (17/84) betrachten wir als eine Würdigung unserer Leistungen. Er spornt uns gleichzeitig an, auch künftig alles zu tun, um mit hohen ökonomischen Leistungen unsere Republik zu stärken. So haben wir bereits Ende August einen Planvorsprung von 2769 Tonnen erreicht, das entspricht einem Vorlauf von drei Tagen.

Peter Trenkelbach, Brigade „1. Mai“, Kaliwerk „Glück auf“, Sondershausen

Vielen Dank für den schönen Bericht. In den ersten Jahren unserer Republik habe ich dort mitgearbeitet. Harry Thürk hat mich in seinem Roman „Herren des Salzes“ als Parteisekretär Schäffer verewigt.

Friedrich Schäfer, Stralsund

Es war im Herbst 1949 im Südural auf einer Außenstelle der neu entstandenen Stadt der Ölarbeiter Oktjabriski. Serafimowka hieß die kleine Wohnsiedlung für Bohrstellenarbeiter. Im Sommer hatte ich als Bauleiter eines Kommandos deutscher Kriegsgefangener den ersten Spatenstich für den Bau der schmucken Holzhäuser ausgelöst. Jetzt waren viele der verschneiten Häuser schon bezogen. Unser Lager unterstand einem großen Baustab der Sowjetarmee. Nach Besprechungen oder Antifa-Schulungen saßen wir mit den leitenden Offizieren oft bis tief in die Nacht beisammen und sprachen über alle uns damals bewegenden Fragen. Und so war es am 8. Oktober 1949: Zu ungewöhnlicher Tageszeit rief man uns zusammen. Behelfsmäßig wurde ein Präsidium aufgebaut. Mit zwei Kameraden aus unserem Antifa-Aktiv wurde auch ich aufgefordert, dort Platz zu nehmen. So saß ich, ein ehemaliger Offizier der faschistischen Armee, erstmals unter Kommunisten in einem antifaschistischen Präsidium. Und hier hörte ich von der am 7. Oktober 1949 in Berlin vollzogenen Gründung der Deutschen Demokratischen Republik, der ich als Hallenser nunmehr angehörte. Ich bin ehrlich: Die Tragweite des politischen Ereignisses in Berlin war uns damals überhaupt nicht klar. Erst aus den Erläuterungen der sowjetischen Freunde über diesen ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat auf deutschem Boden, einen antifaschistischen Staat, wurden uns die Zusammenhänge einigermaßen verständlich. In Erinnerung blieb mir die Mahnung: „Wenn ihr nach Hause fahrt, sorgt dafür, daß Deutschland nie wieder einen Krieg beginnt!“

35 Jahre sind seitdem vergangen. Die Mahnung gilt noch immer – und danach handeln wir.

Artur Büttner, Berlin

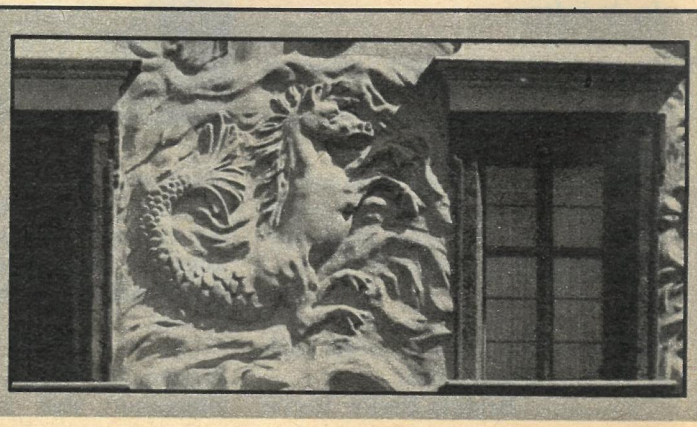
Mein Lebensweg verläuft fast 35 Jahre in den bewaffneten Kräften unserer Republik. Wenn ich eine Episode aus dem Jahr der Gründung unserer Nationalen Volksarmee erzähle, will ich damit zeigen, daß die Freundschaft zur Sowjetarmee vom ersten Tag an dazugehörte. Mit den militärischen Leistungen unserer Waffenbrüder konnten wir uns damals nicht messen. Wir hatten jedoch nicht nur auf diesem Gebiet Nachholebedarf: Die grimmige Kälte im Januar 1956 trieb die Sportler von den Plätzen in die Hallen. Auch unsere Volleyballmannschaft aus Soldaten und Offizieren der Kasernierten Volkspolizei bemühte sich um einen Trainingsraum. Die einzige Sporthalle in der kleinen märkischen Garnison lag noch in Trümmern. Die Halle in der Kreisstadt war von früh bis spät ausgebucht. Dort trainierten auch sowjetische Sportler, die ich nun um Hilfe bitten sollte. Als ich dem Kommandeur unseren Wunsch vortrug, lächelte er: „Warum so zaghaft, Genosse Hauptmann? Die deutsch-sowjetische Freundschaft steht nicht nur auf Plakaten! Wir werden gemeinsam trainieren.“ Pünktlich erschienen wir zum ersten Training – und bekamen beim Übungsspiel so eine „Ladung“, daß wir uns schämten, überhaupt angetreten zu sein. Aus der Traum mit der Sporthalle? Doch der sowjetische Kapitän teilte jedem von uns einen Trainer zu, und los ging es mit Zupritschen, Baggern, Stellen und Schmettern. So erlernten wir das Volleyball-Abc. Noch im selben Jahr belegten wir den ersten Platz in der Bezirksklasse.

Horst König, Strausberg

35 Jahre DDR – das sind für mich 35 Jahre Arbeit als Russisch-Lehrerin, eine Arbeit, die vom Anfang bis zum Ende – denn ich bin jetzt Rentnerin – mit unserer Republik und ihrer Entwicklung verbunden war. Schaue ich heute zurück, sehe ich, wie eng das Leben unseres Landes mit der Sowjetunion und ihren Menschen zusammenhängt. Das empfinde ich vielleicht auch darum so klar, weil es meine Aufgabe war, die Kinder die Sprache Lenins zu lehren, sie aber darüber hinaus mit Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen in der Sowjetunion bekannt zu machen. Die ersten Jahre waren schwer: Es gab keine Erfahrungen, keine Schulbücher, keine Hefte, dafür viele Vorurteile und auch Opposition. Das ist inzwischen längst vergessen, unsere Schüler sehen in den Leninpionieren ihre Freunde, mit denen sie Briefe wechseln. Das ist wichtig, denn Liebe

Pferde

So war es richtig in Folge 6 „Pferde in der UdSSR“ (FW 18/84): Pardubice liegt in der ČSSR. In dieser ostböhmischen Kreisstadt haben sogar die Seepferdchen Hufe, wie man an dieser historischen Hausfassade aus dem Jahre 1797 sehen kann. Viele kulturhistorisch wert-



zu unserer Heimat und Verständnis für das Bündnis DDR–UdSSR müssen schon im frühen Kindesalter geweckt werden, damit sie sich in späteren Jahren bewähren können. In den letzten fünf Berufsjahren leitete ich den Klub der internationalen Freundschaft an unserer Schule. Wir pflegten Verbindungen mit Freundschaftsklubs in der Estnischen SSR, der RSFSR, der Ukrainischen SSR, der Kasachischen SSR und der ASSR der Komi. Jeder interessierte Schüler unserer Schule hatte einen sowjetischen Briefpartner.

Erika Schwarz, Vetschau

Den 35. Geburtstag unserer Republik könnte ich nicht feiern, wenn nicht in unermüdlichem Einsatz Sowjetmenschen vor Jahrzehnten um mein Leben gerungen hätten. Hunderttausende meiner Landsleute mußten ihr Leben in der Stalingrader Schlacht lassen, weil sie der verlogenen Hetzpropaganda des Faschismus Folge geleistet hatten. Viele mußten sterben, weil keine ärztliche Hilfe mehr da war. Die wenigen, die überstanden, kamen natürlich nicht in gerade gutem Gesundheitszustand in die Gefangenschaft. Um diese heruntergekommenen Menschen am Leben zu erhalten, wurden sie sofort in eine wärmere Gegend gebracht. Auch ich war darunter. Trotz sofortiger Hilfe ging es mir schlechter und schlechter, ich wog nur noch 42 Kilogramm, verlor zeitweise schon das Bewußtsein. Deshalb kam ich mit anderen Schwerkranken in ein Spezialkrankenlager ins Gebirge. Was hier Ärzte und Schwestern in Tag- und Nachtarbeit geleistet haben, ist mehr als Freundschaft. In der höchsten Not spendete eine Schwester ihr Blut für mich. Von da an ging es langsam aufwärts. Nach einem Jahr Krankenlager kehrte ich in mein Stammlager zurück. Ich begann sofort mitzuarbeiten, trat auch dem Antifa-Aktiv bei. Im Gründungsjahr der DDR kehrte ich gesund in meine Heimatstadt Leipzig zurück.

Gottfried Berthold, Leipzig

Der Jahrestag unserer Republik ist seit vier Jahren für uns auch ein persönliches Freundschaftsjubiläum. Am 7. Oktober 1980 lernten wir in Riga beim Festessen zu Ehren der DDR Nelli und Otari Ramischwili aus Tbilissi kennen. Sie waren auf ihrer Hochzeitsreise. Nelli sprach ein bißchen Schuldeutsch. Wir luden sie nach Güstrow ein, und im Februar 1981 holten wir beide in Berlin-Schönefeld ab. 14 Tage lang waren sie „unsere Kinder". Im August 1983 machten wir unseren Gegenbesuch und umarmten in beiden Familien stolze, gastfreundliche und herzliche Menschen. Ich empfinde diese Freundschaft als Krönung meiner jahrzehntelangen Arbeit im Kreissekretariat der DSF in Waren (Müritz) und im Bezirksvorstand Neubrandenburg.

Bodo Seidel, Güstrow

191 Preise hatten wir im Frühjahr unter den Teilnehmern an dieser Leseraktion der FREIEN WELT und des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft verlost. Außerdem erhielten zehn Einsender eine Einladung des Präsidiums des Zentralvorstandes nach Berlin. Was sie am 21. September 1984 in der Hauptstadt erlebten, lesen Sie im nächsten Heft.

Bei Festlichkeiten immer dabei – Musiker der Sowjetarmee, hier gemeinsam mit einem Musikkorps der NVA bei uns in Luckenwalde. **Helmut Katterwe**

Leserfoto

volle Denkmäler erinnern an die bewegte Geschichte von Pardubice – nicht nur bekannt der Pferderennen wegen, sondern auch eine wohlschmeckende Leckerei kommt von dort: die Pardubicer Lebkuchen. Es gewannen: 150 M Friedel Krause, Neustadt (Sachsen); 100 M E. Lindner, Belzig; 50 M Dorothea Ritter, Halle (Saale). Herzlichen Glückwunsch!

Preisfrage

Heft 20/84

Nach welchem Planeten wurde ein sowjetisches Motorrad benannt?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1x 50 M sind zu gewinnen.

Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 22/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 10. Oktober 1984. Auflösung von Heft 18/84: 36,2 Prozent. Wir gratulieren Josef Dezembowiz aus Teterow.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Kurt Siegl, Wilfried Glienke, Rudolf Scheibe; Repro aus „Tschechoslowakei", Olympia Praha/Sport Bratislava; Vignetten: Martin Kotsch

INTERNATIONALE SOLIDARITÄT VDJ DDR

Bei der Vorbereitung unserer Solidaritätsaktion beteiligten sich in diesem Jahr so viele Leser wie nie zuvor: Wir erhielten 2197 Geldüberweisungen und 747 Päckchen oder Pakete mit Sachspenden für unser Verkaufsangebot – allen noch einmal unseren allerherzlichsten Dank. Sie alle haben zu unserem guten Ergebnis beigetragen! Und hier nun die Gewinner der Solidaritätstombola. Unter 2944 Lesern verlosten wir 4 Reisen und 33 Sachpreise.

Sie haben gewonnen!

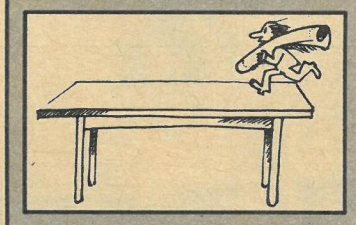
Je eine Silvesterreise

nach Leningrad für den Jahreswechsel 1984/85 gewannen: Charlotte Kühn, Meißen; Günther Knoll, Langenwetzendorf.

Je eine Reise

zur Wintererholung nach Jalta im Zeitraum Januar bis April 1985 gewannen: Margot Voigt, Leipzig; die Abteilung Besucherbetreuung der Nationalen Mahn- und Gedenkstätten Sachsenhausen bei Oranienburg.
Bei Bedarf steht jeweils eine zusätzliche Reise für einen Partner auf eigene Kosten zur Verfügung.

Sowjetische Souvenirs gewannen:



Einen Tischläufer Brigade „Georgi Dimitroff", AHB Polygraph Berlin; zwei Handtuchhalter Rainer Arlt, Berlin; einen Handtuchhalter Christa Pofahl, Torgelow; ein Tablett Marlis Wegner, Berlin; je ein kleines Tablett Walter Morks, Stralsund, und Christine Linsdorff, Parchen; ein Salznäpfchen Karl Schacht, Leipzig; je einen Stopfpilz Lisa Pegel, Erkner, und Elfriede Lenhard, Zwickau; je eine Matrjoschka Werner Schönherr, Senftenberg-Süd, Jürgen Wölfl, Kamenz, und Hulda Queißer, Kaltennordheim.

Bulgarische Souvenirs gewannen:

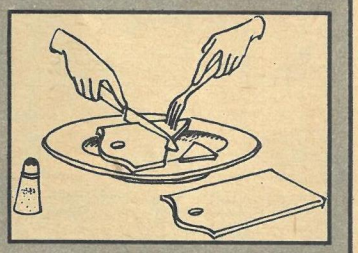
Eine Stofftasche Hannelore Opatz, Premnitz; einen Kerzenständer Familie Günter Skupin, Potsdam.

Souvenirs aus der DDR gewannen:

Je ein Kissen Johannes Sczesny, Schwerin, und Edith Nitzschke, Schkeuditz.

Polnische Souvenirs gewannen:

Einen Spiegel Hella Türk, Berlin; eine Lederhandtasche Steffi Niebel, Jena; je vier Frühstücksbrettchen Käte Clemens, Greiz, und Ingrid Möckel, Carlsfeld.



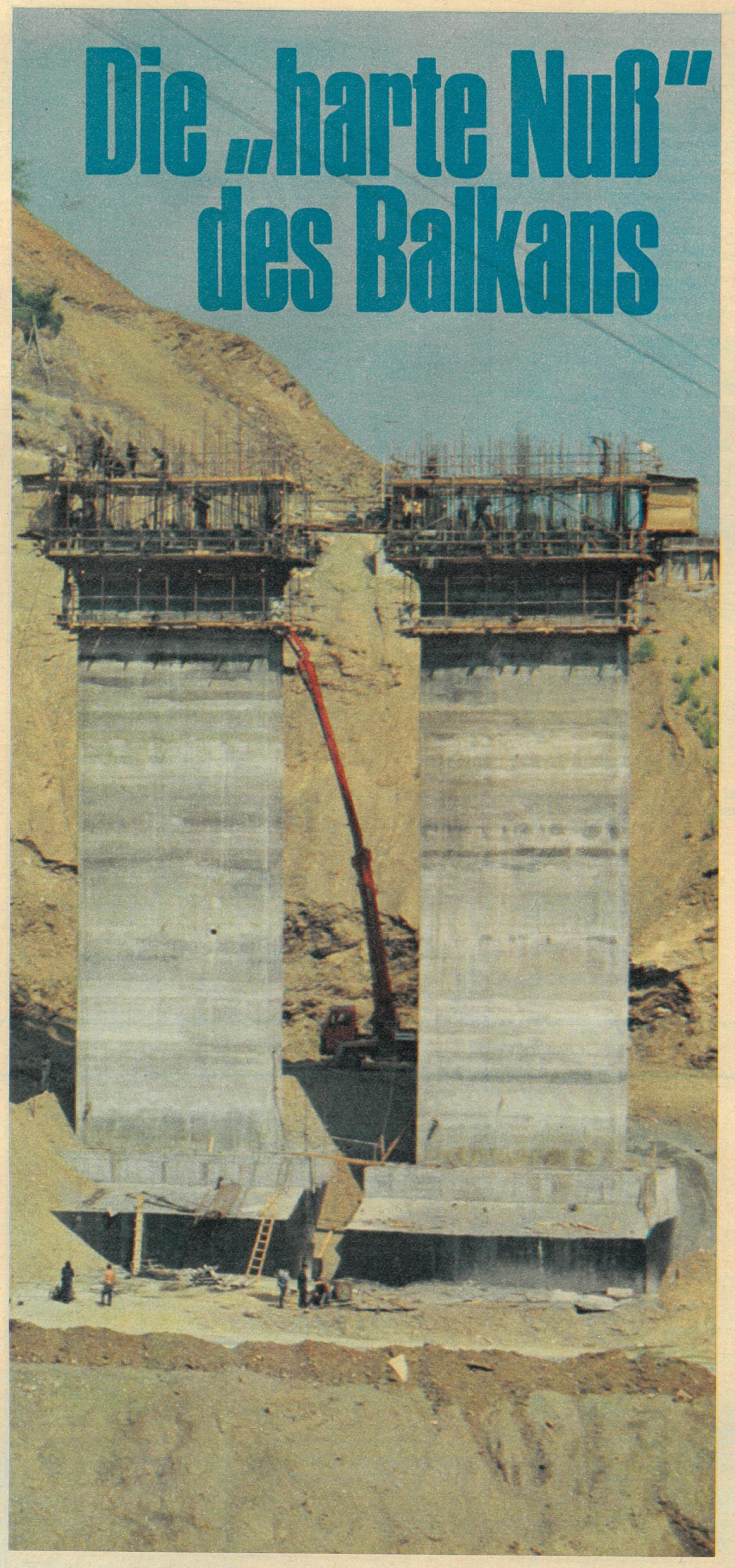
Ungarische Souvenirs gewannen:

Eine Folklorebluse Anita Hoffmann, Dresden; je ein Tischtuch Sonja Berga, Mittweida, und Jeanette Neumann, Wittenberge; je ein Stofftäschchen Karin Rother, Glauchau, und Margarete Heißner, Neubrandenburg; ein Gelenktäschchen Uffz. Thomas Fröhlich, Mühlhausen; je einen Zauberwürfel Dirk Bartsch, Wismar, und Jörg Strobel, Waase/Ummanz.

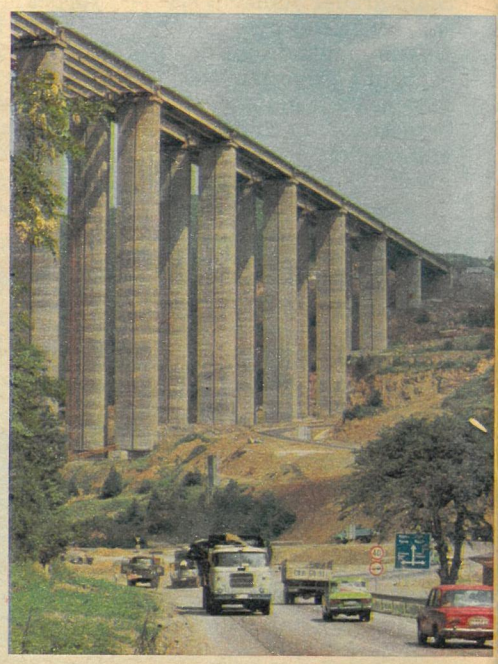
Souvenirs aus der ČSSR gewannen:

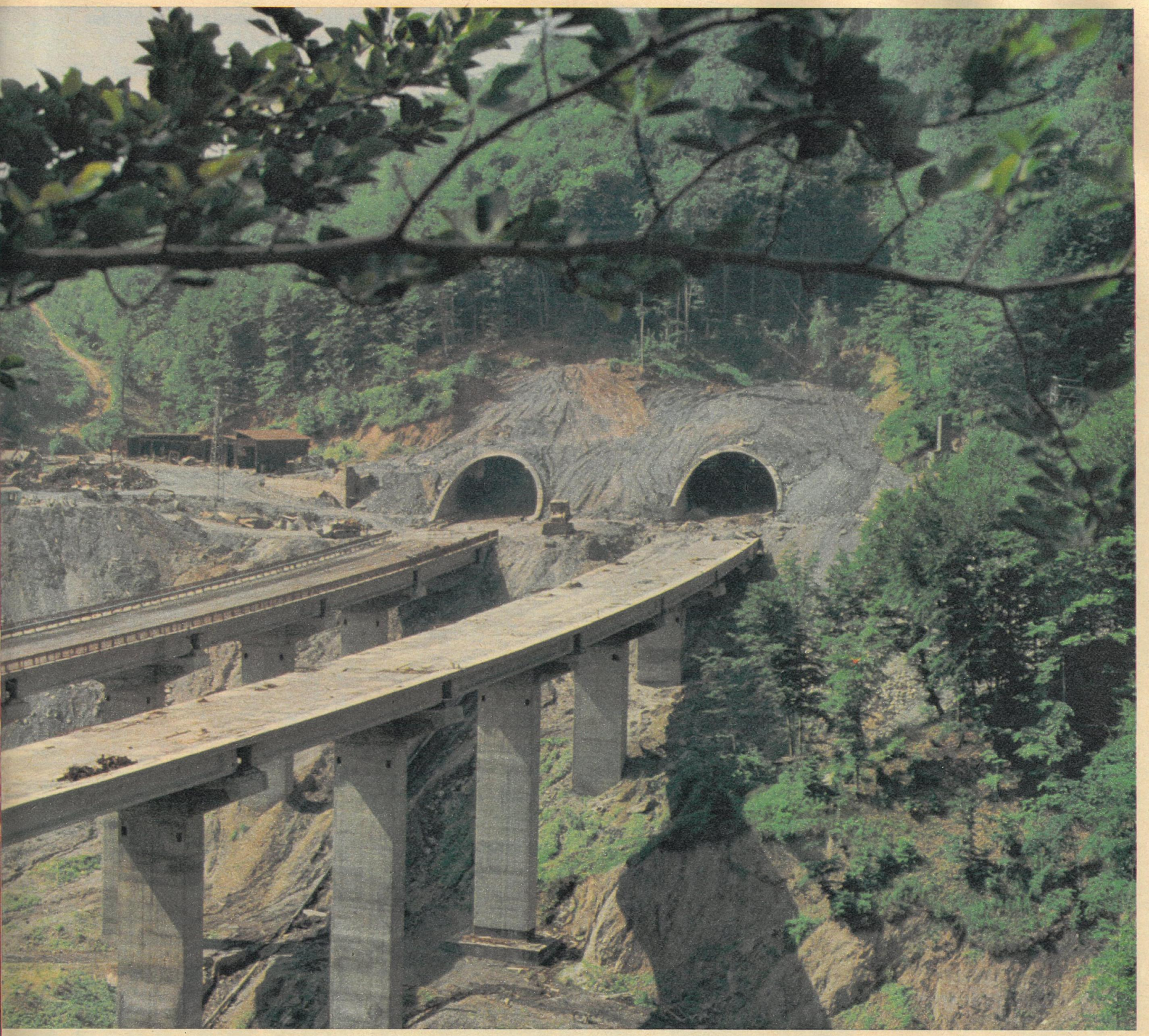
Einen Plüschaffen Anke Fischer, Eggesin; zwei Keramiksalzstreuer Manuela Romanenkow, Halle-Neustadt; je eine Halskette Ruth Seidel, Oberhof, und Christine Dechert, Zaußwitz; einen Anstecker Ursula Boden, Erfurt.
Wir gratulieren!

Die „harte Nuß" des Balkans



Montage„nester" in Bergeshöh'n. Gleitend wachsen die Brückenpfeiler nach oben (links); Tunnelausfahrt unterm Witinja-Paß – Autobahnbau durch die Berge (rechts oben); 125 Meter hoch ist der Viadukt übers Bebresch-Tal, höchste Brücke des Balkans.





Die Straße führt geradewegs nach Osten aus der Stadt heraus. Linkerhand, monumental, Sofias Wappen und das Willkommen für alle, die vom Rosental, dem Meer oder von Norden über die Berge der Hauptstadt entgegenfahren. Rechts: Start- und Landebahnen des Sofioter Flugplatzes. Eine TU 134 schwebt im Landeanflug heran. Wie die Passagiere in der Maschine, sahen wir gestern durch die Bullaugen die „Verkehrsspinne" des Stadtautobahnrings, Abzweig zur Rosenstraße Sofia–Burgas, und das weitausholende Band der Autobahn, das sich nortostwärts im Hügelvorland verliert.

Dorthin, dem Balkangebirge zu, biegen wir nun von der Ausfallstraße ab. Schneller wird die Fahrt. Zunächst geht es im weiten Bogen abwärts, dann ansteigend. Beiderseits der Betonpiste, jeweils dreispurig, ein tiefes Tal, gleich noch ein zweites, drittes. Lange Viadukte, von mächtigen Pfeilern gestützt, schufen den Brückenschlag. Warna ist das Ziel unserer Reise – genau 592 Kilometer ab Sofia. Wer die Strecke schon einmal gefahren ist, der weiß, daß er dafür rund zehn Stunden bloße Fahrzeit veranschlagen muß…

Die Freude übers rasche Vorankommen währt nur kurz. Unmittelbar vorm Dorf Tschurek – „Pforte zum Balkan" – weisen Schilder allen Verkehr von der Autobahn runter. In Kurven windet sich nun die Straße bergauf, höher und höher. Serpentinen beginnen. Es geht dem Witinja-Paß entgegen. Zur Linken die Höhen des Murgasch (1687 m), und zur Rechten das Baba-Massiv (1787 m) hohe, bewaldete grüne Hänge, Bergwiesen darüber. Dazwischen, eingeengt von Bergen, die Paßstraße. Reichlich tausend Meter hoch ist ihr Scheitelpunkt. Bulgariens Radrennfahrer sprechen respektvoll von diesem „Antritt" und den tückischen Haarnadelkurven. Alljährlich im Herbst kämpfen sie hier um die Trophäe des „Besten Bergfahrers"! Ihnen wird diese „Teufelstour" über den Witinja-Paß auch künftig bleiben. All denen aber, die den Balkan motorisiert überwinden müssen, bleibt diese Berg- und Talfahrt fürderhin erspart. Bulgariens Autobahnbauer überwanden das Gebirge von den Tschurek-Schluchten (Süden) zum Bebresch-Tal (Norden). Dazwischen lag das Schwerste: der Witinja-Paß. Aber sie knackten auch diese „harte Nuß". Auf 23 Kilometern setzten sie 18 Hochbrücken und trieben drei kilometerlange Tunnel durch die Felsen. Wird die gesamte „Hemus"-Autobahnroute anfangs der 90er Jahre vollendet sein, verkürzt sich die Reise nach Warna nicht nur um volle 126 Kilometer, sondern zugleich um vier, fünf Fahrstunden. Wieviel Treibstoff, Verschleiß wird das sparen, Risiko und Gefahren der Berge mindern? Den Männern zwischen Tal und Himmel haben wir bei Brückenmontage, Tunnelbau und beim Voranbringen der Piste für einige Stunden zugeschaut. Zuletzt sind wir dann durch den ersten, schon fertigen Tunnel gefahren, durch die Bergschulter oberhalb der längsten und höchsten Brücke auf dem Balkan hinweg übers Bebresch-Tal.

Helmuth Pelzer (Text)
Volker Hohlfeld (Foto)

Ein Porträt des Vorsitzenden des Bezirksvorstandes Erfurt der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.
Von Bernd Siegmund (Text) und Alfred Paszkowiak (Fotos)

Aber für mindestens sieben Jahre

In früheren Jahren war er ein Meister in der Disziplin Überraschendes Kofferpakken. Diese „Sportart" ist heute in der DDR selten geworden. Ist – sozusagen – der Wissenschaftlichkeit der Arbeit zum Opfer gefallen. In den fünfziger und sechziger Jahren aber... „Es war schon so", erzählt Professor Karl-Albert Fuchs. „Oftmals, wenn ich beruflich etwas plante, kam überraschend ein Genosse aus dem Ministerium oder dem Zentralkomitee zur mir und sagte: ‚Hervorragend, was du dir vorgenommen hast, aber dazu bleibt immer noch Zeit. Jetzt brauchen wir dich dringend in Brandenburg. Oder in Sansibar. Oder in Berlin.' – Und da habe ich eben wieder meine Koffer gepackt, die Zelte abgebrochen und mich in eine neue Aufgabe gekniet. Nicht ohne innere Zweifel: Schaffst du das auch? Nicht ohne Stolz: Man baut auf dich! Aber immer mit der Bitte: Wenn ich es mache, dann laßt mir für die neue Aufgabe wenigstens Zeit. Ich muß mich einarbeiten können, muß einen Überblick gewinnen, ich mache es natürlich, Genossen..."

Ziemlich respektlos aber anerkennend sagt einer der Studenten: „Der Fuchs? Das ist vielleicht ein Fuchs.“ – Gemeint ist Professor Dr. h. c. Karl-Albert Fuchs, Lehrer an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar, über zwölf Jahre Rektor dieser Bildungs- und Forschungseinrichtung, ehemals Stellvertretender Minister für Bauwesen, Mitglied der Bauakademie, Träger des Karl-Marx-Ordens, des Vaterländischen Verdienstordens und und und… Das also ist „der Fuchs“.

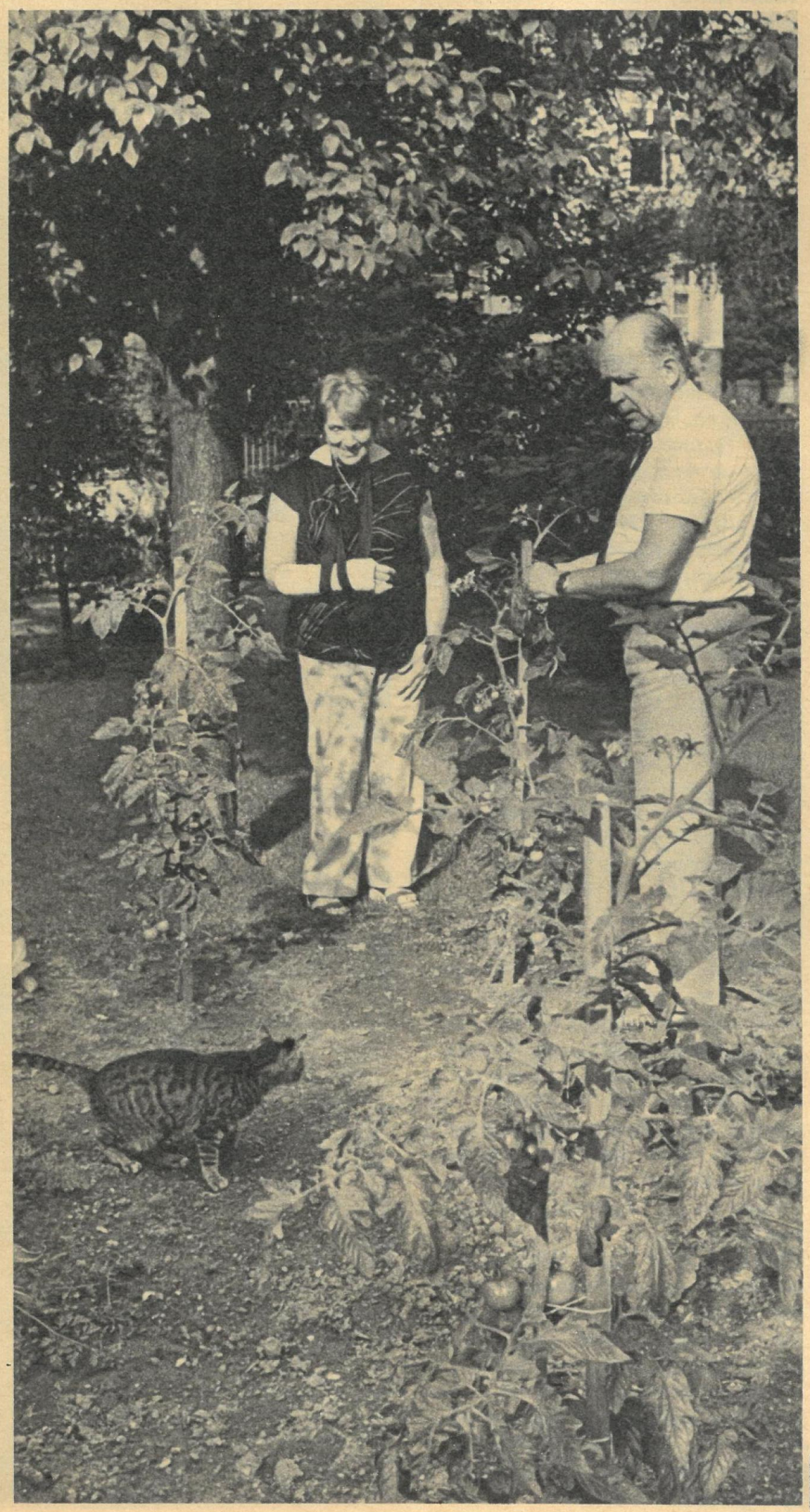
Wir waren für zehn Uhr mit ihm verabredet. Leider hatten wir uns ein wenig verspätet. Einige Minuten nur. Die Fahrt auf der Autobahn, Ferienende, Staus, Berlin–Weimar ist kein Pappenstiel. Aber ich sah sofort, daß es ihn ärgerte. Natürlich wollte er sich nichts anmerken lassen, Höflichkeit ist eine Zier… In seinem Gesicht aber stand zu lesen: Wir leben nur einmal, und das kurz. Da ist Unpünktlichkeit Zeitdiebstahl! Das hat ihn das Leben gelehrt, die Fülle der Aufgaben, die zu bewältigen waren und sind. – Doch Professor Fuchs ist kein Federfuchser, kein Mann, der nicht auch wüßte, daß nicht immer im Leben alles nach Plan verläuft. Selbst eine Fahrt auf der Autobahn nicht.

Würde: 1977 verlieh das Moskauer Bauingenieurinstitut „W. W. Kujbyschew“ den Ehrendoktor an Karl-Albert Fuchs (Bild links).
Beton unter Streß: Grundlagenforschung in Weimar (Bildmitte).
Wohlverdiente Freizeit: Arbeiten im Garten macht Spaß. Aber alles in Maßen (Bild rechts).

Er hatte einen Termin vereinbart, der nun gefährlich ins Wanken geraten war. Sein „liebstes Kind“ wollte er uns zeigen, Grundlagenforschung. Zu unserer Ehrenrettung sei gesagt: Wir hielten den Termin. – In einem Langzeitversuch wird getestet, wie sich Beton unter hohen Temperaturen und bestimmten Bedingungen verhält. Bei 250 Grad, bei 120… Darüber weiß man praktisch nichts. Aber das ist außerordentlich wichtig für Industriebauten.

Die Anlage ist mittlerweile patentiert, schon hat man erste wichtige Erkenntnisse gewonnen, und nicht ohne Stolz gibt Professor Fuchs zu Protokoll: „Wir haben bei diesen Forschungen einen Spitzenplatz in der Welt inne.“

Karl-Albert Fuchs ist Bauingenieur mit Leib und Seele. Beton spielte in seinem Leben immer eine Rolle. Aus diesem Material sind viele der Spuren, die er in der ganzen Republik hinterlassen hat. Der nüchterne, sachliche Mann, geschult darin, wissenschaftlich zu formulieren, Urteile abzuwägen, Professor Fuchs geriet regelrecht ins Schwärmen, als bei unserem Gespräch plötzlich aus der Tiefe seiner Erinnerungen der… VEB Ingenieur-Tiefbau Brandenburg auftauchte: „Ach, was haben wir nicht alles für schöne Sachen gebaut, waren das schöne Sachen… Das Atomkraftwerk Rheinsberg, die Fähranlage in Saßnitz, die Elbbrükken bei Roßlau und Dessau, das Kraftwerk West in der Schwarzen Pumpe, die Kohlebrücken… Mein Gott, was haben wir Schönes gebaut… Brandenburg war damals einer der zentralen Baubetriebe der



Aber für mindestens sieben Jahre

DDR. Ich war also Technischer Direktor, wurde einfach ins Wasser geworfen, mußte entscheiden, Verantwortung tragen, lernen, Erfahrungen sammeln. Alles auf einmal. Doch ich lebte voller Spaß und nach dem selbstgewählten Motto: Wem Gott ein Amt gegeben, dem gibt er auch den Verstand dazu."

Das war 1957. Oder ein Jahr danach. Einen solchen Gott gibt es nicht mehr. Heute wird planmäßig schwimmen gelernt. Praxisnah, in Wassernähe. Ist die Zeit der großen Abenteuer wirklich vorbei?

„Meine Güte", so Professor Fuchs, „die frühen Jahre bekommen einen Glorienschein... Wir sollten froh sein, daß diese schwere Zeit hinter uns liegt. Und Abenteuer? Es gibt genug. Und Verantwortung? Ich will ein offenes Wort reden, und niemand soll mir deshalb böse sein. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß viele mehr Geld haben möchten. Aber mehr Verantwortung? Nein. Es ist schwer, Verantwortung zu tragen. Egal, auf welchem Gebiet. Erinnern Sie sich noch an diese norwegische Bohrinsel, die vor vier Jahren im Sturm gekentert ist und über 150 Mann mit in die Tiefe gerissen hat? Nun, reden wir über Verantwortung... Das ist deshalb passiert, weil dort allen Erkenntnissen zum Trotz eine Schweißnaht an der tragenden Konstruktion gezogen worden ist. Diese Schweißnaht hat zu Versprödungen geführt, diese wiederum zur Rißbildung, und aus dem Riß ist die Katastrophe entstanden. Ein extremer Fall. Ich will damit sagen: Einer, der alles genau weiß, aber ein Schluderjan ist, den kann man nicht an eine verantwortungsvolle Stelle setzen. Heute wird die moralische Qualifikation immer mehr zu einem Bestandteil der beruflichen. Jede die Produktion betreffende Entscheidung setzt in unserer Zeit immer mehr Menschen, Ressourcen und Maschinen in Bewegung. Abenteuer? Verantwortung? Ich glaube, mit Können und Leistung ist auch heute alles zu erreichen. Man muß nur wollen. Aber ohne Freude an der eigenen Arbeit geht nichts."

Karl-Albert Fuchs, 1920 in der Nähe von Leipzig geboren, wollte eigentlich Chemiker werden. Doch als er nach 1945 aus englischer Kriegsgefangenschaft zurückkam, war es erst einmal vorbei mit der Chemie. Kein Bedarf. Also

Moderne Architektur: Der Vilnius-Springbrunnen in Erfurt.

lernte der junge Mann Maurer. Ein Beruf mit Zukunft im ruinenübersäten Deutschland. Nun wollte er Bauingenieur werden, bewarb sich an der Technischen Hochschule Dresden, begann zu studieren, unterbrach, als die Hochschule wegen Kohlenmangel geschlossen wurde, arbeitete als Stahlbauschlosser. Als der Frühling ins Land zog und mit seinen Sonnenstrahlen die Hochschule kohlestörfrei machte, begann der junge Genosse Fuchs erneut mit dem Studium.

Diese Zeit in Dresden, das waren die politischen Lehrjahre für Karl-Albert Fuchs. Seine Gesellen- und Meisterprüfung sollte er später bestehen.

Professor Karl-Albert Fuchs ist seit dem Jahre 1974 Vorsitzender des Bezirksvorstandes Erfurt der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Für einen Mann, der sich mit Leidenschaft seinem Beruf widmet, über mangelnde Arbeit also nicht zu klagen hat, ist das eine gesellschaftliche Aufgabe, die einem Zweitberuf gleichkommt.

Kurz bevor wir nach Weimar fuhren, hatte ich am Telefon mit ihm gesprochen. Er wollte wissen, worüber wir uns unterhalten würden. Ich sagte unbestimmt: Über alles. Und natürlich über die deutsch-sowjetische Freundschaft. Über Erlebnisse, Begegnungen, Freundschaften, Daten…

Als wir nun in Weimar miteinander reden, da erfahre ich von Professor Fuchs weder Daten noch Erlebnisse. Wohl aber Sätze wie:

„Daß ich nach Kriegsende, ich war 25 Jahre alt, große Vorstellungen von einer Freundschaft zwischen unseren Völkern gehabt hätte, nein, wirklich nicht."

Oder:

„Ich habe gedacht, ein normales Verhältnis zu den Russen, das erleben wir nicht mehr. Da hatte ich keine Hoffnung gehabt."

Aber für mindestens sieben Jahre… Jedesmal, wenn Karl-Albert Fuchs eine neue berufliche Aufgabe übernahm, war das seine Bitte an die Genossen. Und diese

Bekanntschaft: Diskussion mit dem Direktor des sowjetischen Pavillons auf der iga in Erfurt (Bild oben). Ansichten: „Wer mit sechzig noch so denkt wie mit zwanzig, der hat nicht viel gelernt in seinem Leben…" (Bild rechts).

Worte sagte er auch, als er zum Vorsitzenden des Bezirksvorstandes gewählt wurde: Aber für mindestens sieben Jahre…

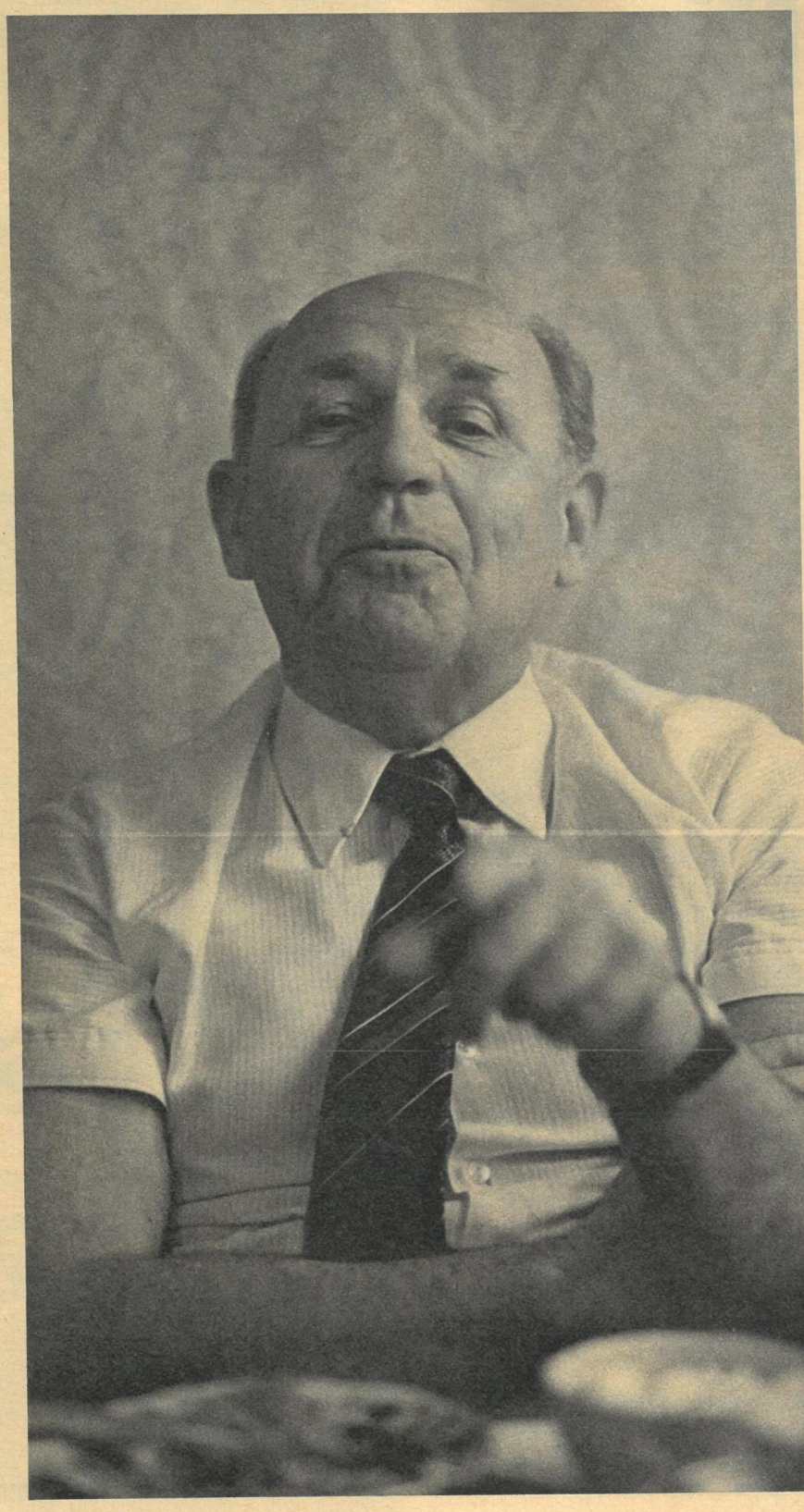
Daß er die Zeit längst herum hat, wiedergewählt wurde, läßt Rückschlüsse auf die Qualität seiner Arbeit zu. Was reizt ihn besonders?

„Ich glaube", sagt Professor Fuchs, „wir sind gut beraten, die besondere Rolle der deutsch-sowjetischen Freundschaft – und die daraus erwachsende besondere Verantwortung – stärker zu akzentuieren. Das kann man nicht einfach machen, indem man feststellt: Es ist so. Man muß die geschichtliche Erkenntnis fördern, warum es so ist, warum es gut so ist, warum es lebensnotwendig ist. Das schafft man nicht in zwei Minuten. Da muß man intellektuelle Mittel einsetzen und gefühlsmäßige. Jeder verarbeitet das, was mit seinen Erfahrungen übereinstimmt. Für unsere Arbeit heißt das konkret, wir müssen den Menschen Erfahrungen, Erlebnisse vermitteln, die es ihnen gestatten, solche Überzeugungen zu gewinnen, die der historischen Wahrheit entsprechen. Das fängt an bei den Treffen zwischen Touristen, geht über das Bekanntwerden mit Literatur, Kultur, bis hin zu Arbeitskontakten. Wenn ich meinen Werdegang betrachte, muß ich sagen, es war für mich immer ein geistiger Gewinn, wenn ich mit meinen Kollegen aus Vilnius, Moskau oder Leningrad zusammensein konnte, mich mit ihnen über fachliche Dinge stritt, wenn wir zusammen ins Theater gingen oder gemeinsam die Bäuche in die Sonne streckten. Aus diesem engen Zusammensein heraus entsteht das, was ich Freundschaft nenne."

Kurz bevor wir nach Berlin zurückreisten, besuchten wir die Gedenkstätte Buchenwald. Von der Straße der Nationen kommend stiegen wir die Steintreppe zum Ettersberg hinauf. Stille herrschte, feierliche. Keiner von uns sprach. Das Zwitschern der Vögel in den Zweigen wurde immer lauter. Der Ettersberg war leer um diese Zeit. Von wenigen Menschen abgesehen. Ein Paar fiel mir auf: ein Mann mit einem dunklen, gleichsam grauen Gesicht und eine ältere Frau. Sie weinte. Der Mann stand unbeholfen daneben.

Erst später, im Wagen, als wir unsere Sprache wiedergefunden hatten, ging mir auf, daß vielleicht sie es waren. Zwei von den wenigen, die vor fast vierzig Jahren die faschistischen Konzentrationslager in Europa halbwegs lebend überstanden hatten. Befreit von der sowjetischen Armee oder wie die Häftlinge von Buchenwald, sich selbst befreiend.

„Am Ettersberg legen unsere Studenten der ersten Semester ein Gelöbnis ab", sagte plötzlich Professor Fuchs. „Das ist schon Tradition. Sie versprechen, hohe Leistungen im Studium zu erzielen, mit ganzer Kraft für den Frieden zu kämpfen, für die Freundschaft zur Sowjetunion, zu allen Ländern der Welt. Ich glaube nicht, daß durch das Gelöbnis bessere Noten erzielt werden. Aber etwas anderes geschieht. Gefühle werden wachgerüttelt. Liebe, Haß, Menschenwürde… Hier, an dieser großen Stätte der Finsternis geloben unsere Studenten, mit ihren Herzen und Hirnen für eine helle Welt, eine Welt in Frieden und Sozialismus, zu kämpfen. Das ist eine schöne Tradition, finde ich."

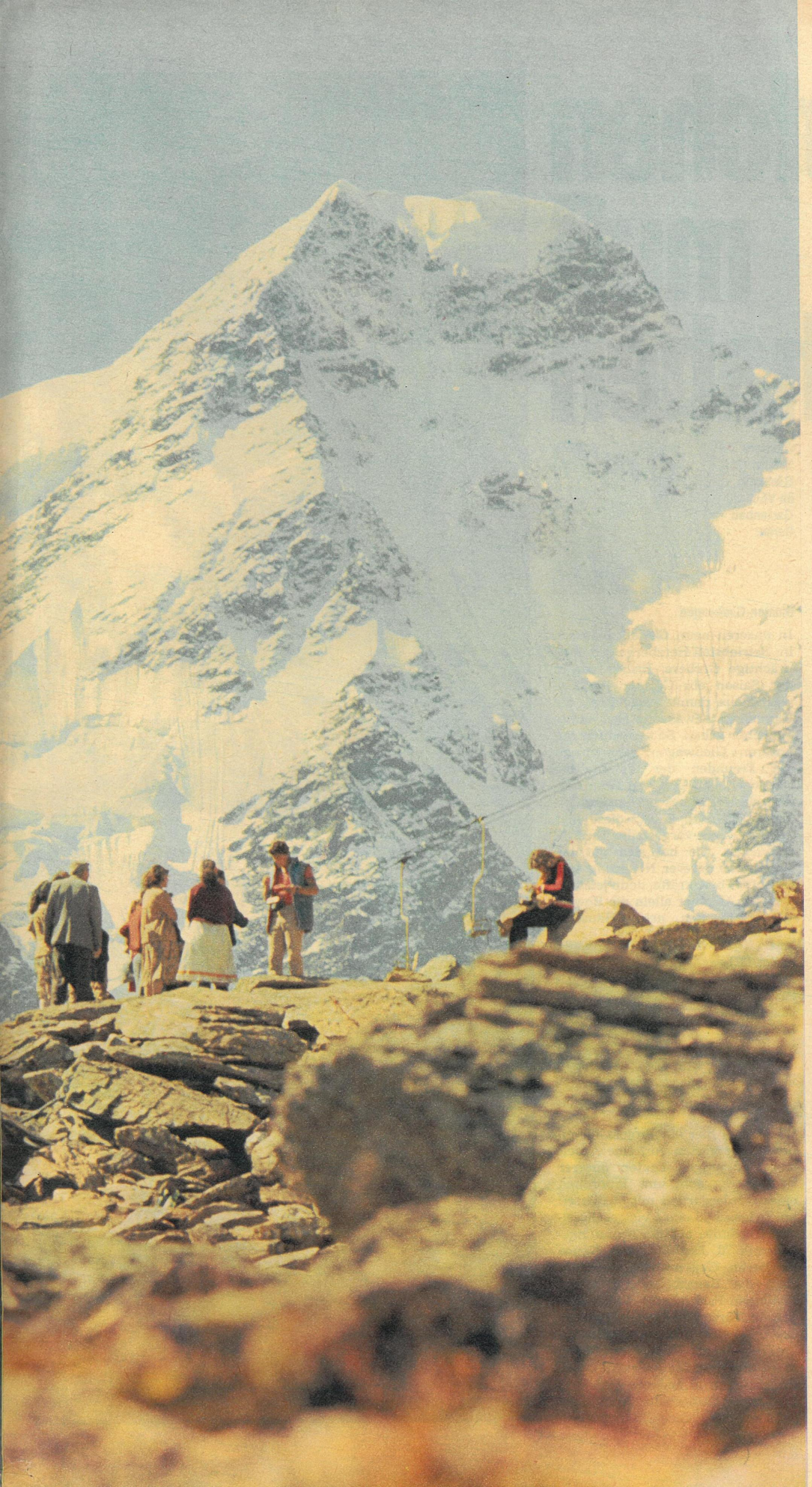


FREIE WELT-Reporter im hochalpinen Kaukasus

Die Mütze des Nakra-Tau

Zum Greifen nahe. Und dennoch für die meisten Bergwanderer unnahbar: die herrlichen Eiswände der Viertausender Dongus-Orun, links, und Nakra-Tau, rechts in nebenstehender Ansicht. Dieser Bergstock mit seinen mächtigen, steilen Nordhängen zählt zu den schönsten im oberen Baksantal. Östlich und westlich von ihm führen Pässe in das südlich gelegene Hochgebirgsland Swanetien. Die Gipfel der beiden Felsriesen tragen seit Urzeiten gewaltige Schneemützen, die auch im Hochsommer unwirtliche, eiskalte Orte sind, wo sich selbst Füchse noch niemals Gute Nacht gesagt haben.

Alpinisten dagegen geraten in leichtes Fieber beim Anblick dieser mal schweigsamen, mal lawinendonnernden Kolosse mit ihren



Gletschern, Graten und Rippen, mit Geröllfeldern, Rinnen, Pfeilern, Quergängen, Firnhängen und Kaminen. Je komplizierter der Weg nach oben, um so reizvoller…

Sportler der DDR hatten 1958 zum ersten Mal Eispickel auf kaukasische Gipfel gesteckt und damit eine Tradition neu belebt, die 1932 mit der ersten deutschen Arbeiter-Kaukasus-Expedition begann. Von sowjetischen Trainern, Konsultanten und Ärzten betreut und zum Teil in gemischten Seilschaften, meisterten sie in den Folgejahren alle wesentlichen Berge, oft auf Routen hoher Schwierigkeit.

1967 verzeichnet die Chronik die erste Bergfahrt zum Pamir und – die erste Besteigung eines Siebentausenders, des Pik Lenin, durch DDR-Alpinisten. Fünf Jahre später befestigten Mitglieder der Nationalmannschaft gemeinsam mit sowjetischen Bergsteigern auf dem 7495 Meter hohen Pik Kommunismus, dem höchsten Gipfel der Sowjetunion, einen Wimpel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Nach mehreren, seit 1978 unternommenen Versuchen erreichte vor wenigen Tagen das Nationalteam unter Leitung von Volker Krause auf zwei schwierigen Routen den Pik Revolution, den vierthöchsten Berg auf sowjetischem Territorium, und konnte als erste ausländische Gruppe auch den Pik Garmo bezwingen. Ihren Erfolg widmen die Teilnehmer dem Geburtstag der Republik.

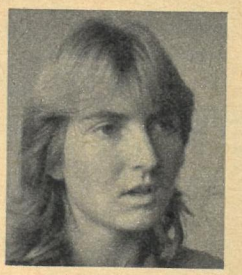
Als das Sportkomitee der UdSSR im Sommer 1974 die erste internationale Alpinade im Pamir organisierte, reiste auch eine DDR-Expedition mit Steigeisen, Seilen, Eisschrauben, Daunenjacken, Schneebrillen… mit Können und viel Mut nach Mittelasien. Vier Gipfelnotizen konnte sie gemeinsam mit ihren sowjetischen Sportfreunden unter anderem auf dem Pik Marx und dem Pik Engels zurücklassen. Vor drei Jahrzehnten galt der letztere noch als uneinnehmbar.

Doch zurück in den Kaukasus, zum Dongus-Orun und Nakra-Tau. Einen der beiden verlockenden Gipfel wollte ein FREIE WELT-Team, das sich an der diesjährigen Alpinade beteiligte, erklimmen, um sich für den geplanten Elbrusaufstieg zu akklimatisieren. Warum jedoch beide Schneemützen unberührt blieben und der kaukasische Bergkönig auf direktem Wege angegangen wurde, berichten wir in einer der nächsten Ausgaben.

Norbert Kaiser (Text)
Dr. Klaus Manske (Fotos)

Köpfchen muß man haben

Die Messen der Meister von morgen sind vielfach auch eine Leistungsschau der Meister von heute. In den Bezirken der Republik stellen sie dieser Tage Ergebnisse ihrer wissenschaftlich-technischen Arbeit vor. Erdachtes und Gefertigtes von jungen Arbeitern, Lehrlingen, Schülern, Ingenieuren, Wissenschaftlern. In Berlin zeigten sie 662 Exponate. Große und kleine, jedes wert, ins rechte Licht gerückt zu werden. Ihr Gesamtnutzen: 58,2 Millionen Mark. Hinter solchen Zahlen verbergen sich ungezählte Stunden des Suchens und Verwerfens, des kollektiven Beratens, schließlich des Meisterns eines Problems. „Die Köpfe machen's", sagten uns dazu junge Arbeiter und Ingenieure aus der Berliner Werkzeugmaschinenfabrik in Marzahn. Ihr Roboter, der ihre Intelligenz in Form seiner vielseitigen Einsatzmöglichkeiten demonstriert, war oft von Besuchern umstanden. Er übernahm es auch – von uns zweckentfremdet – andere Ausstellungsstücke zu präsentieren. Stellvertretend für die Neuererergebnisse von über 200 Jugendbrigaden, der schöpferischen Arbeit von 61 Jugendforscherkollektiven...



Gabriele Schulz, (21), Gärtnerin im VEG Gartenbau Berlin:

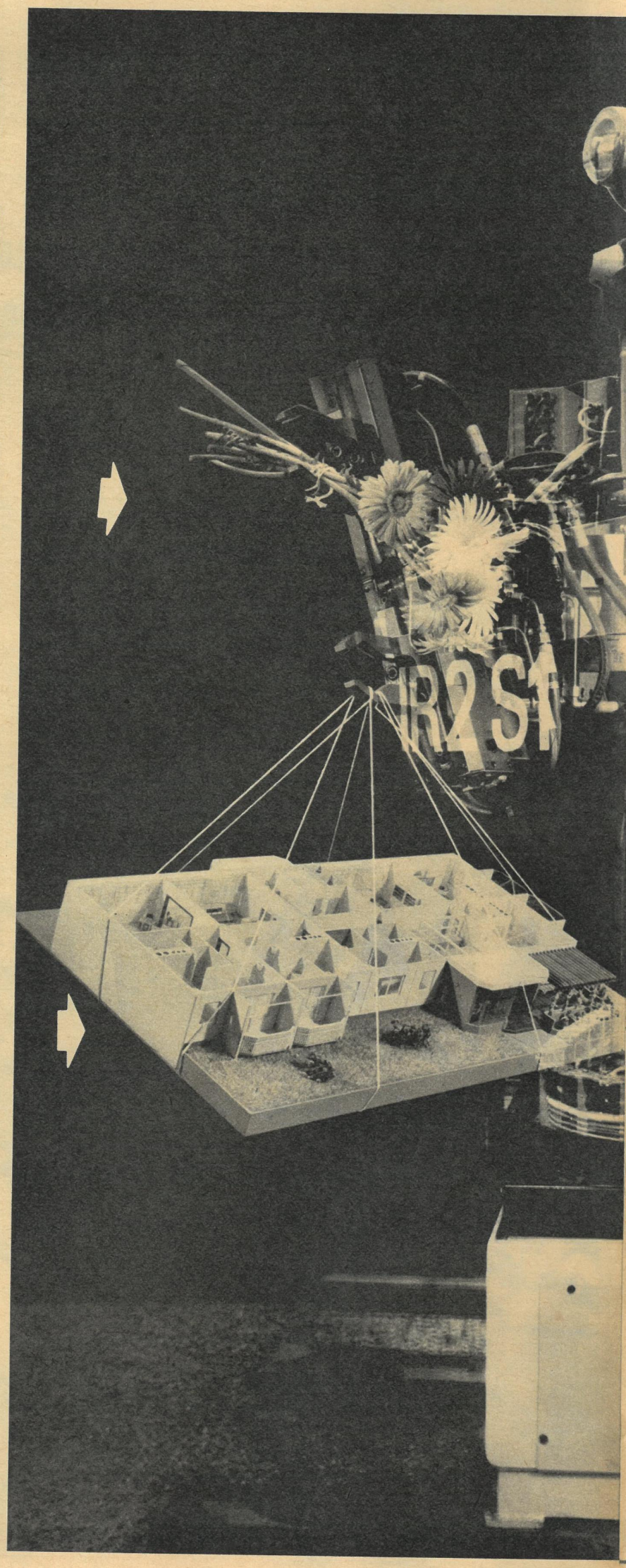
Blumen-Gießwagen

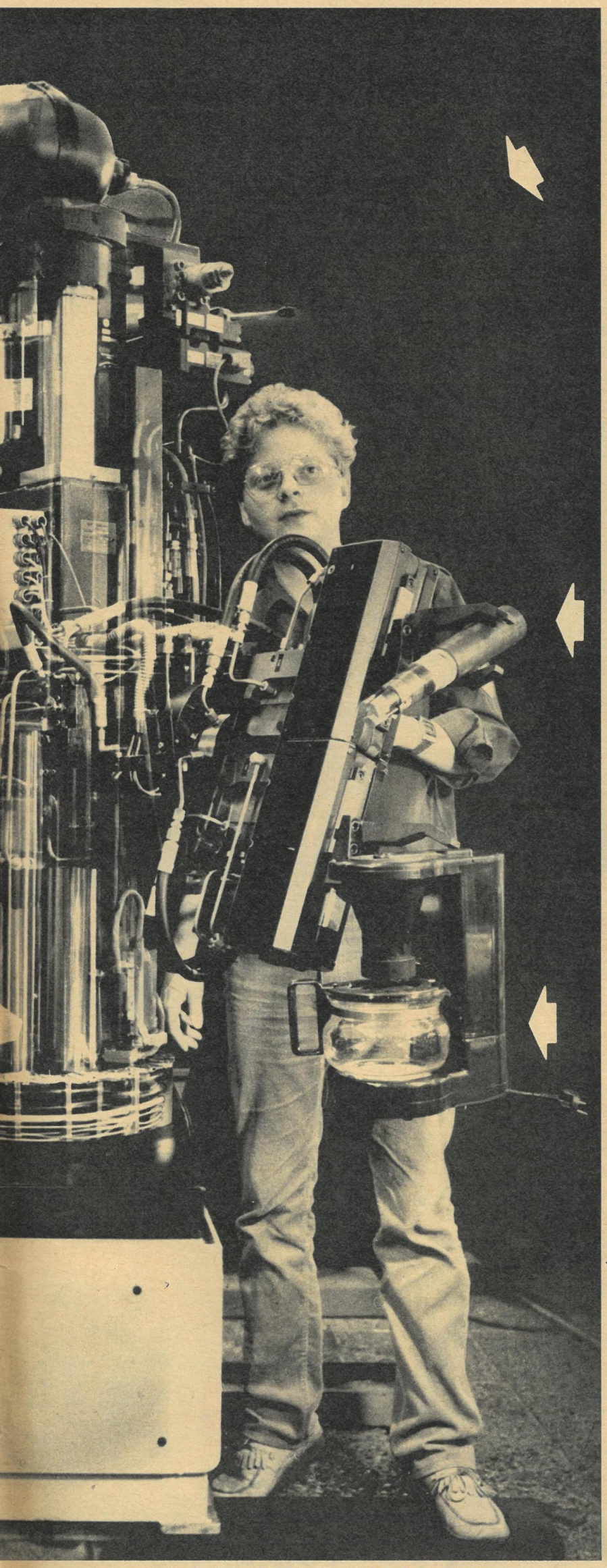
In unseren neun Gewächshäusern im Betriebsteil Herzberge gedeihen prächtige Gerbera. Bisher war in der Saison ein Gärtner pro Gewächshaus damit ausgelastet, die Blumen zu bewässern. Das mußte einfacher gehen. So kamen wir auf unseren Gießwagen. Gemeinsam mit Freunden der Rationalisierungswerkstatt und den Handwerkern des Betriebes hat unsere Brigade „Friedrich Ebert" diese hier auf der Messe vorgestellte Technik entwickelt. Sie hat sich gut bewährt. Mit unserer Neuerung sparen wir Arbeitskräfte, denn jetzt betreut ein Gärtner allein die Bewässerung in den neun Häusern.

Nina Kamm, (27), Architektin im Wohnungsbaukombinat Berlin:

Kindergarten im Wohnhaus

Wir stellen hier ein Projekt für einen Kindergarten vor, eine Arbeit von vier jungen Leuten unserer Brigade. Es geht ums Einordnen eines Kindergartens mit 60 Plätzen im Erdgeschoß eines vielgeschossigen Gebäudes aus der Wohnungsbauserie 70. Das ist etwas Neues für Berlin. Gegenwärtig verwirklichen die Bauarbeiter im Ernst-Thälmann-Park unsere Vorstellungen. In Kürze beginnt die Montage des Gebäudes. Errechneter Nutzen unserer Arbeit ist bisher: 66 000 Mark und dazu die Aussicht, unser Projekt auch in anderen Objekten des innerstädtischen Wohnungsbaus zu verwenden.



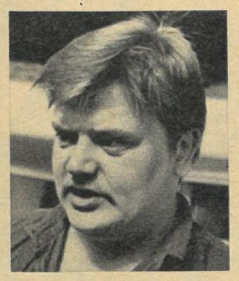


Wolfgang Tautenhahn (Text), Alfred Paszkowiak und Detlef Christel (Fotos)

Gernot Amarell, (25), Diplom-Ingenieur in der Berliner Werkzeugmaschinenfabrik Marzahn:

Rationeller Roboter

Unser Roboter ist ein flexibles Rationalisierungsmittel. Er sichert eine bedienarme Fertigung, setzt Arbeitskräfte frei, übernimmt schwere körperliche und monotone Arbeit. Unsere MMM-Aufgabe bestand darin, die Fertigungstechnologie zu überarbeiten. Ergebnis: Einsparung von 21 450 Mark und 2000 Arbeitsstunden. Ich bin nach dem Studium erst ein halbes Jahr im Betrieb. Da ist es sehr nützlich, gleich mit so einer anspruchsvollen Aufgabe betraut zu werden. Zu unserem MMM-Kollektiv gehören sieben Arbeiter und vier Ingenieure.



Dietmar Timm, (29), Zerspanungsfacharbeiter, Kabelkombinat „Wilhelm Pieck":

Materialfreundliches Kabel

Auf der vorjährigen Messe erhielten wir vom Minister unseren MMM-Auftrag. Es ging um ein neuartiges Starkstromkabel. 23 Fachleute aus zwei Jugendbrigaden machten sich im Rahmen der FDJ-Initiative Berlin an diese Aufgabe. Nach einem dreiviertel Jahr waren wir am Ziel und stellen nun ein neuartiges 10-kV-Kabel vor. Wesentlich dabei: Bei gleicher Leistung und höherer Qualität als sein Vorgänger, sparen wir pro Kilometer Kabel 100 Kilogramm Aluminium, dazu große Mengen Isoliermaterial ein. Dieses Kabel haben wir speziell für den Export in die Sowjetunion entwickelt.

Bernd Jakob, (33), Ingenieur im VEB Elektromechanik Berlin:

Automat für acht Tassen

Im Planjahr 1984 sollen 1 Million Kaffee- und Teeautomaten hergestellt werden. Die Entwicklung des neuen Automaten ist das Ergebnis der Arbeit eines Jugendforscherkollektivs unseres Betriebes. Den jungen Forschern wurde ein Staatsplanthema zur Bearbeitung übertragen. Die vorgegebene Entwicklungszeit betrug 15 Monate. Nach 11 Monaten verteidigten sie ihr Erzeugnis. In den nächsten Tagen geht der Automat in die Serienproduktion. 100 000 Stück sollen noch in diesem Jahr bereitgestellt werden. Ein spezielles Teil des neuen Automaten meldeten die jungen Forscher zum Patent an.

Im nächsten Heft:

Moskaus neue Magistrale

Das Ringstraßensystem „W", das einmal auf 35 Kilometer Länge das Zentrum umschließen wird, zählt zu den verkehrstechnischen Großprojekten der Hauptstadt. Fahrt frei! – wie auf dem neuen Abschnitt der Uliza Kirowa – heißt es bereits auf vielen Teilstrecken.

Artisten am Glasfiberstab

„Vergiß, daß du nicht fliegen kannst", sagte einmal Trainer Juri Wolkow. Seither beherrschen die sowjetischen Stabhochspringer das f l i e g e n d e Überqueren der Latte aus dem Effeff. So wie Sergej Bubka (unser Bild).

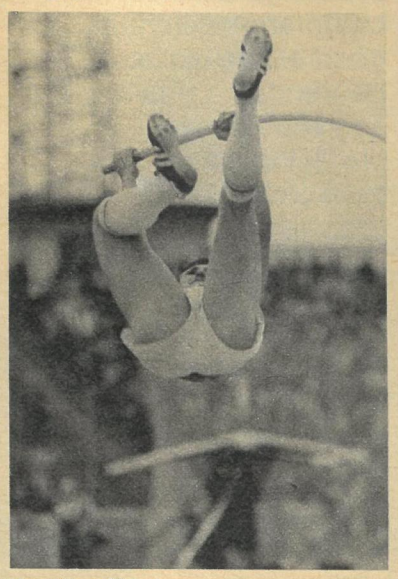


Foto: Klaus Oberst

Nagel vom Wedding

Otto Nagel lernte die Schauspielerin Valentina Nikitina (Bild: „Traurige Walli") kennen, als er 1924 die „1. Allgemeine deutsche Kunstausstellung" in die Sowjetunion begleitete. Ein Beitrag anläßlich des 90. Geburtstags des Malers.

Reproduktion: Volker Hohlfeld

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Mit dem Porträt des Hengstes Pesnjar, 1981 Sensation einer internationalen Auktion in der UdSSR, beenden wir unsere Serie. Das Arabische Vollblut aus dem Gestüt Tersk bei Pjatigorsk im Nordkaukasus wurde für eine Million Dollar an einen Liebhaber verkauft. Schon im 10. Jahrhundert gelangten orientalische Zuchtpferde über Spanien und Frankreich nach Polen, Ungarn und Rußland. 1980 besaß die UdSSR 555 reinblütige Araber, die – ein Tip für Touristen – meist im Hippodrom von Pjatigorsk geprüft werden. In Moskau erhält man im Hippologischen Museum am Timirjasew-Park jegliche Auskunft über die Historie der russischen und sowjetischen Pferdezucht. Mit den Achal-Tekinern aus Turkmenien, den Kustanaiern aus Kasachstan, den edlen Karabachen aus Aserbaidshan und den Zugpferderassen Wladimirer Kaltblut, Woronesher Wagenpferd und Litauisches Lastpferd seien nur noch einige der bedeutendsten Rassen von Sibirien bis Belorußland genannt. Nach Brasilien, den USA und der VR China gehört die UdSSR vor Mexiko zu den fünf pferdestärksten Ländern der Welt.

Hannes Schreiber

FREIE WELT

Pferde in der UdSSR 8

Foto: W. M. Nikiforow